EUROPA NEU DENKEN

Michael Fischer (Hg.)

Region, Innovation und Kulturalität



herausgegeben und eingeleitet von Michael Fischer

Region, Innovation und Kulturalität

EUROPA NEU DENKEN

Michael Fischer (Hg.)

Band 1

Region, Innovation und Kulturalität

herausgegeben und eingeleitet von Michael Fischer

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Herausgeber: Michael Fischer

Coverfoto: Ilse Fischer

Umschlaggestaltung und Layout: MEDIA DESIGN: RITZNER.AT

Online-Publikation

Univ. Prof. DDr. Michael Fischer, Programmbereich Arts & Festival Culture, Schwerpunkt Wissenschaft und Kunst der Universität Salzburg / Universität Mozarteum, Bergstraße 12, 5020 Salzburg

michael.fischer@sbg.ac.at www.w-k.sbg.ac.at/arts-festival-culture

Alle Rechte, insbesondere die des auszugsweisen Abdrucks und der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.

ISBN 978-3-9503544-0-9

© der Texte bei den Autorinnen und Autoren 2012

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
1. Einleitung	
Michael Fischer: Einleitung	11
Renzo Tondo: Europa neu denken	15
2. Europa: Tradition, Innovation und Differenz	
Johannes Hahn: <i>Europa neu denken</i>	19
Michael Fischer: Europa als Heimat?	23
Michael Fleischhacker: Das Europäische an Europa ist nicht das	
Finanzielle	28
Gerhard Katschnig: Aktuelle Kooperationen im Alpen Adria Raum	30
Henning Ottmann: Die Dialektik von Tradition und Innovation	36
Helena Peričić: Letterature "minori", identità culturale e globalizzazione	43
3. Die Sprachinseln und ihre Erzählungen	
Reinhard Kacianka: Potentiale der Ungleichzeitigkeit –	
Dialog der kulturellen Vielfalt Europas	55
Rut Bernardi: Pensé l'Europa da nuef – Europa neu denken /	
l Ladins dla Dolomites – Die Dolomitenladiner	63
Marino Vocci: La cucina di una terra plurale e dai confini mobili,	
tra mare e Carso e tra Mediterraneo ed Europa di Mezzo	81
Silvana Paletti: <i>Na mal racjun / Bescheidene Bitte. Resia –</i>	
Die Stimme eines Tales	93
llia und Giorgio Primus: La tradizione musicale e il carnevale di Timau	96
4. Alltagskulturen und Geschichte	
Tina Perisutti: <i>Alltägliches in der Ecke der drei Länder Italien</i> –	
Österreich – Slowenien. Allgemeine Kultur – Kultur all-gemein?	101
Cristina Benussi: Frontiere in movimento. Una regione emblematica	112
Patrizia Vascotto: Melting pot italian style	127

Primus Heinz Kucher: Verfehlte Begegnungen – ungehobene Potentiale – Grenzüber-Kulturen:	
Intellektuelle und literarische Konstellationen in und rund um Triest	138
Arnold Mettnitzer: <i>Phantasie – "Die Mutter aller Tugenden von morgen"</i>	152
5. Die Regionen als Bühne	
Helga Rabl-Stadler: Die (Salzburger) Festspiele als Idee	161
Goran Vojnović: Ali smemo varčevati z umetnostjo?	169
Hedwig Kainberger: Triest als Ort, wo die Gedanken aufreißen	173
Claudio Magris: In der Bisiacaria	175
6. Autorinnen und Autoren	185

Vorwort

Nach der Katastrophe der beiden Weltkriege, nach Menschenvernichtung und dem Zerfall Europas durch Hunger und Hass lebten die Nationalstaaten weitgehend von Freund- und Feindbildern. Deren Beseitigung war ein mühsamer Weg der kleinen Schritte, bis das vereinte Europa auf unserem Kontinent zur größten Vision des 20. Jahrhunderts wurde. Bedingt durch die Grundbedürfnisse nach Nahrung standen ökonomische Überlegungen vorerst an erster Stelle und die Menschenrechte lieferten die Plattform für die ethischen und rechtlichen Grundregeln. Mit diesen gelang es, mühsam Barrieren zu überwinden und langsam ein Verständnis für die Kreativität der Unterschiede zu wecken. Einer der wichtigsten Kunstmanager unserer Zeit, Gerard Mortier, sagte anlässlich der Tagung über die Zukunft der Salzburger Festspiele (2012): "Alle großen Kunstströmungen sind immer europäisch gewesen und nie nationalstaatlich geschweige denn nationalistisch!" Daran sollten wir denken.

In einer Zeit, in der die Idee und Identität Europas wieder heftig diskutiert wird, müssen wir an all die Konzepte anknüpfen, die es ermöglichen, Europa neu zu denken, um auf dieser Grundlage Europa fester zu fügen. Neu bedeutet in diesem Sinn stets die Dialektik von Herkunft und Zukunft, die Kreativität von Widersprüchen und Synergien. Dies ist die Überzeugung von EU-Kommissar Johannes Hahn, der nicht nur die Schirmherrschaft für den Zyklus "EUROPA NEU DENKEN" übernommen hat, sondern der auch die wichtigsten Impulse für das Zustandekommen gegeben hat.

Die erste Tagung fand unter dem Titel "Region, Innovation und Kulturalität" statt, dieser wird in der Einleitung näher erläutert. Die Tagung fand vom 31. Mai bis 2. Juni 2012 im Palazzo della Regione Autonoma Friuli Venezia Giulia, Salone di Rappresentanza, auf der Piazza Unità d'Italia in Triest statt.

Leider konnten wir nicht alle Beiträge berücksichtigen und schon gar nicht die spannenden Diskussionen und die ganz besondere Atmosphäre dieser ersten Tagung erfassen. Auch die Lesung des mittlerweile hundertjährigen slowenisch-triestinischen Schriftstellers Boris Pahor war ein ganz besonderes Erlebnis. Pahor, dem erst im hohen Alter die ihm zustehende Würdigung zuteil wurde, verkörpert in Persönlichkeit und Werk die Geschichte dieser multikulturellen

und faszinierenden Stadt mit ihrer spezifischen Intellektualität und ihren historischen und ethnischen Brüchen.

Die Konferenzsprachen waren Deutsch, Italienisch und Slowenisch. Und wir danken dem Regionalpräsidenten Dr. Renzo Tondo für die großzügige Gastfreundschaft und die Zurverfügungstellung der Simultanübersetzung. Für das wissenschaftliche Programm war ich zuständig, unterstützt von Frau Ingeborg Schrems (beide Schwerpunkt Wissenschaft und Kunst, Universität Salzburg / Universität Mozarteum, Salzburg). Die Gesamtorganisation und Koordination hatte Ilse Fischer (Kulturdesign & Unternehmenskultur, Salzburg).

Im Jahr 2013 wird die Konferenz vom 23. bis 26. Mai in Triest unter dem Titel "EUROPA NEU DENKEN II: Regionen als Zivilisationsagenturen" fortgesetzt.

Salzburg, Herbst 2012 M.F.

1. Einleitung

Einleitung

MICHAEL FISCHER

In Krisenzeiten erlangt das Vertraute einen neuen Wert. Je dynamischer, unüberschaubarer und hektischer sich die Welt entwickelt, umso dringlicher suchen wir Stabilität und Überschaubarkeit. Häufig geht es dabei um eine Anpassung oder Änderung der traditionellen Wertmuster an den hektischen Wandel der Zeiten: Und dies sollte mit den Mitteln, Innovationen und Möglichkeiten des 21. Jahrhunderts geschehen.

Wer Europa als Einheit von Regionen vor Augen hat, begreift sofort, dass das Europäische an Europa im wesentlichen Kern nicht das finanzielle und monetäre System ist, sondern die kulturelle Vielfalt in der Einheit gemeinsamer Spielregeln und verbindlicher Gemeinschaftswerte. Diese bestehen aus den Menschenrechten, die sich im Laufe der europäischen Geschichte als soziales Einverständnis formten. Daher müssen wir sehr aufpassen, dieses enorme symbolische Kapital nicht zu verspielen, denn genau das ist der Fokus europäischer Identität und Existenz. "Um Europa muss man sich keine Sorgen machen: Es hat soviel Herkunft, dass seine Zukunft nicht zu verhindern ist, nicht von der Union und nicht von der gemeinsamen Währung", meint Michael Fleischhacker.

Worauf gründet in einer Zeit der Krisendebatten ein derartig triumphaler Optimismus? Gerade Grenzgebiete sich überschneidender regionaler Kulturen sind aufgrund ihrer Vielschichtigkeit Zonen besonderer Kreativität. Ob Sprache, Geschmack oder sonstiges Kulturverständnis, die Transparenz und Durchlässigkeit von Grenzen reizen zur Suche nach Differenzen und Wahlverwandtschaften. Differenz, Unterscheidung ist das Prinzip aller Individualität und Selbstbestimmtheit.

Wenn auch die Zeitenläufe vieles schmerzhaft durcheinander geworfen haben, bleiben (trotz aller Inhumanität wie etwa zu Zeiten des Nationalsozialismus) gemeinsame (oft auch paradoxe) Codes, verschmelzen mit dem je Eigenen. Gegenwärtig, wo Regionen mit ihrem kulturellen Erbe hochwertige Marken des internationalen Marktes geworden sind, stellen sich viele Fragen neu und anders dar. Nicht die Abgrenzung regionaler Identität steht im Vordergrund,

sondern gemeinsame Überlegungen und Strategien für eine offene Zukunft. Prinzipiell geht es um die Aneignung und Instrumentierung von Vielfalt und Reichtum der Kulturalität.

Darüber hinaus zeigt die Entwicklung, deren Suchstrahlen in die Zukunft, ein merkwürdiges dialektisches Bild. Werteinstellungen und ihre Kontexte folgen dem Rhythmus von These und Antithese, von Trend und *Gegentrend*. Jeder Trend ist selbst ein Gegentrend oder er erzwingt einen anderen Gegentrend. Beispiele für solche Widersprüche sind die Globalisierung und als Gegentrend: Heimat und Heimweh, Anker und Verwurzelung. Der Beschleunigungstrend mit seiner ständigen Veränderung erzwingt den Wunsch nach Entschleunigung, Langsamkeit und Stabilität. Die stetige Virtualisierung und Künstlichkeit unseres Lebens erzeugt den Wunsch nach Authentizität, Unverfälschtheit, Echtheit und so weiter

Wir reden oft von den Menschen und der Menschheit. Doch zwischen den Menschen und dem großen Ganzen (dem Geist, der Geschichte der Europäischen Union usw.) gibt es noch einen anderen Bereich, wo die Menschen in ihrer Vielfalt konkret da sind. Menschen, die sich voneinander unterscheiden, unterschiedliche Interessen verfolgen und durch Handeln kulturelle und politische Wirklichkeit hervorbringen. Dieser Bereich der Pluralität, der Verschiedenheiten, der effektiv gelebten Differenz der Einzelnen verschwindet allzu leicht in den kollektivistischen (politischen, religiösen, bürokratischen) Konzepten. Wesentlich ist es aber zu lernen, dass wir von Menschen umgeben sind, die anders sind: die wir nicht oder nicht aut verstehen, die wir lieben, hassen, die uns gleichgültig oder rätselhaft sind, von denen uns ein Abgrund trennt oder nicht. Es ist notwendig, sich diese Fülle von Bezugsmöglichkeiten vor Augen zu halten. Wir müssen nicht nur mit Unterschieden leben, sondern auch denken und bedenken lernen (Reflexivität). Das bedeutet, dass wir uns positiv von der Verschiedenheit der Menschen herausfordern lassen und die Probleme und Chancen kreativ aufnehmen, die sich daraus für unser Zusammenleben ergeben. Daher ist heute für die Menschen nicht nur die Sehnsucht nach Vertrautheit entscheidend, nach romantischen Naturerlebnissen oder glitzernder Eventisie-

entscheidend, nach romantischen Naturerlebnissen oder glitzernder Eventisierung, sondern es wächst der hartnäckige Wunsch nach Wissen und Bildung in einem durchaus konventionellen Sinn: als kulturelle Aneignung und Kompetenz. Dies wird in vielfältigen Bereichen deutlich, wie der Kunst, den Sprachformen, der Musik und ihrer Ausdruckskraft oder in unserem alltäglichen Lebensstil. Die

Menschen wollen mit ihrem Interesse die Zeit sammeln und nicht bloß vertreiben, den Augenblick dicht füllen und nicht austauschbar vorübergehen lassen. Als politischer Wert verstanden ist Regionalität ein offenes und zukunftsweisendes europäisches Erfolgsrezept. Dabei fungiert die Kultur, wie Hedwig Kainberger sagt, "als Türöffner für die europäischen Regionen". Wir versuchen daher in unseren Beiträgen den grenzüberschreitenden Regionalismus als vielschichtige Codierung und Erzählung darzustellen, als eine Welt gelebter Sinne und Sinnlichkeit, wo vor allem die emotionale Reichweite zu einer positiv besetzbaren Zukunftsorientierung wird.

Die folgenden Beiträge zeigen, dass die Vernetzung von Regionen eine spezifische und wesentliche Form der europäischen Kultur ist. Trotz aller Katastrophen und Auseinandersetzungen sind grenzüberschreitende Kooperationen gegen Ende des 20. Jahrhunderts zu zentralen Zivilisationsagenturen Europas geworden. Dabei geht es nicht nur darum, das Kulturerbe für die regionale Entwicklung zu nutzen, für die Generierung von Arbeitsplätzen im Wirtschaftsbereich. Sondern umgekehrt wird deutlich, dass Kunst und Kultur der Gegenwart das Kulturerbe von morgen darstellen und dass auch sie besonders längerfristig zu pflegende Ressourcen für Lebensqualität und künftigen Wohlstand sind und Voraussetzung für eine aktive Bürgerbeteiligung, wie Veronika Ratzenböck in ihren Studien zeigt. Auch die Wahrnehmung dieses symbolischen und immateriellen Mehrwerts der Kultur muss natürlich auch über die wirtschaftlichen Effekte hinaus geschärft werden.

Daraus ergeben sich eine Reihe von Perspektiven, die die einzelnen Beiträge behandeln: 1. Region ist nicht nur der Ort der Überschaubarkeit und Vertrautheit, sondern auch der Ort der Selbstverwirklichung zumal in Zeiten, wo die Begriffe Public Health, psychosoziale Gesundheit, selbstverantwortetes Leben die alltagskulturelle Diskussion bestimmen. 2. Die ökonomische Krise lehrt uns, dass wir Globalität und Regionalität als Symbiose begreifen müssen, ohne die die Conditio humana im 21. Jahrhundert nicht als essentielles Element politischen Handelns realisiert werden kann. Politik ist daher im klassischen Sinn zu verstehen, nicht als Parteipolitik, sondern als Umgang des einzelnen Menschen mit dem bzw. den anderen. 3. Diese neue Form von Identitätsbildung beruht nicht mehr auf Schwarz-Weiß-Malereien, auf einer Struktur von Entweder-Oder, sondern auf einem bewussten Sowohl-Als auch, einem offenen Prozess, der das jeweils Andere mitdenkt und akzeptiert. Das, was wir Europa nennen,

ist von Anfang an, seit den ersten Mythenerzählungen, ein multikultureller Lernprozess von globaler Dimension. Das heißt, im europäischen Bewusstsein existieren das Eigene und das Fremde nicht isoliert, sondern schon immer als kreativer Aneignungsprozess kultureller Differenz. 4. Dabei sind die kulturellen Werte und die Wertevielfalt als kreatives Prinzip einzelner regionaler Kulturen der kreative Motor einer pluralisierenden Ethik. Das einheitsstiftende Regulativ bilden dabei die Menschenrechte. Genau dies bildet den Reichtum in Alltagskultur und Lebensstil, in Geschmackstraditionen sowie in einer weiteren Fülle von symbolischen und sensitiven Erlebnissen. Auch in der Vielfalt europäischer Sprachkulturen und Dialekte herrscht Differenz als reiches und schöpferisches Element, überschreitet Grenzen, verbindet verschiedene Sprachen im gemeinsamen Klang des Liedguts oder in der Form von Festen an gemeinsamer Tafel. 5. Dies bewirkt, dass Kennerschaft und Kenntnis regionaler Kulturen nicht bloß eine Prestigenorm sind, sondern Bildungsgrundlage des polyglotten Europäers. Man muss über Kunstgenuss und Lebensart Bescheid wissen. Man beginnt, den autonomen Geschmack der Regionen als großes Erbe zu behüten (Slow Food) und die biologische Vielfalt des Essens zu bewahren (terra madres). Insofern erweist sich Regionalität als Erfolgsrezept in einer Dialektik von Abgrenzung und Entgrenzung.

Aus den unterschiedlichen Beiträgen lässt sich folgendes Resümee hervorheben: 1. Regionale Kulturen profitieren stark von ihrer Offenheit, ihrem Mut, Traditionen neu zu definieren und mit dieser Definition auch Neues zuzulassen. 2. Regionen werden von den Menschen als Emotionsdienstleistungen begriffen, als Betätigungsfeld ihrer ästhetischen Selbstinszenierung und Repräsentation. 3. Die Regionen brauchen eine kooperative Sozialtechnik und Politik, deren Standbeine kulturelles Erbe, immaterielle Werte und ästhetische Attraktivität sind. 4. Am erfolgreichsten sind Regionen, wenn sie sich selbst als vielschichtige Erzählungen darstellen. Denn letzten Endes entscheidet im Tourismus die emotionale Reichweite, also die sanften Faktoren. So gelingt es auch, Regionen als visuelle und verbale Codierungen darzustellen und dies ist für eine erfolgreiche Markenbildung wichtig. 5. Schließlich ist es ganz deutlich, dass Regionen Marken in einem handfesten wirtschaftlichen Sinn sind, bei dem es den vorhandenen Reichtum auszuschöpfen gilt.

Europa neu denken

Renzo Tondo

C'è oggi più che mai bisogno di Europa, proprio di fronte alla crisi economica e alle sfide della globalizzazione. E per compiere un passo avanti nella direzione indicata dai padri fondatori occorre consolidare l'identità europea, quel sentimento di appartenenza a una storia e a un destino comune indispensabile per la coesione e per guardare con fiducia al futuro. Da dove partire? È questo l'interrogativo a cui ha cercato di rispondere il convegno "Europa neu denken", che la Regione Friuli Venezia Giulia ha voluto ospitare a Trieste, nello storico palazzo sede della Presidenza.

Non si può rafforzare l'identità europea se non si parte "dal basso", dai livelli di governo intermedi e più vicini ai cittadini, e non si può rafforzare se non si valorizza ciò che è specificamente europeo: la diversità e la molteplicità. È proprio per questo che le regioni di confine possono svolgere una funzione fondamentale nella tessitura dell'Europa, perché qui differenze e affinità si intrecciano in modo indissolubile.

La scelta di Trieste per il convegno ha avuto un valore simbolico. Il Friuli Venezia Giulia, per la sua storia e per la sua collocazione geopolitica, è la regione in cui da sempre si sono incontrate le tre grandi culture dell'Europa, quella latina, quella germanica e quella slava. Un ruolo, questo, che non è mai venuto meno, nemmeno negli anni più difficili della divisione dell'Europa, come dimostra la straordinaria esperienza della Comunità di lavoro Alpe Adria che oggi continua e si rinnova nell'Euroregione transfrontaliera. L'Euroregione vuole essere qualcosa di più di un progetto per rilanciare la cooperazione transfrontaliera, per diventare un vero e proprio laboratorio del nuovo pensiero europeo.

2. Europa: Tradition, Innovation und Differenz

Europa neu denken¹

JOHANNES HAHN

Herr Minister, meine Damen und Herren!

Ich möchte mich zuerst bei der Regierung Friaul-Julisch Venetien bedanken, dass Sie unsere Idee aufgegriffen haben, um uns mit der Frage Europa intensiver zu beschäftigen. Vor über einem Jahr bin ich mit meinen Freunden Michael und Ilse Fischer zusammengesessen und habe, inspiriert von meiner Zuständigkeit als Regionalkommissar, gesagt, wir müssen etwas unternehmen und uns mit der Frage Europa stärker auseinander setzen. Wie bereits der Herr Minister erwähnt hat, ist Europa mehr als nur die Bewältigung einer wirtschaftlichen Krise oder des Findens von Gemeinsamkeiten im Finanz- und Steuerbereich.

Hierfür bietet sich immer wieder ein Zitat von Jean Monnet an: "Wenn ich es noch einmal zu tun hätte, würde ich mit der Kultur beginnen." Das ist einerseits ein interessanter Hinweis. Andererseits ist diese Exklusivität jedoch nicht zielführend. Die entscheidende Frage ist vielmehr, wie können wir die verschiedenen Elemente, die letztlich unser Leben ausmachen, zusammenführen.

Es ist mir ein Anliegen, meinem Freund Michael Fischer ganz besonders zu danken, dass er diese Idee gemeinsam mit seinem Team aufgegriffen hat. Durch die hohe Bereitschaft der hiesigen Regierung unter Präsident Renzo Tondo ist es gelungen, diese Veranstaltung in einem nicht nur spektakulären, sondern geschichtsträchtigen und für unser Thema passenden Ort, nämlich Triest, anzusiedeln, um darüber zu diskutieren, wie wir die europäische Vielfalt bewahren können, die letztlich die Stärke Europas ausmacht.

Im globalen Kontext, gemessen an seiner Einwohnerzahl, war Europa immer schon klein. Nicht nur heute, sondern auch in den Jahrhunderten und Jahrtausenden davor. Mit unseren 500 Millionen Einwohnern stellen wir sieben Prozent der Weltbevölkerung und sind wirtschaftlich der relevanteste Player weltweit.

¹ Rede von EU Kommissar Dr. Johannes Hahn zur Eröffnung von "Europa neu denken. Region, Innovation und Kulturalität" am 1. Juni 2012 im Palazzo della Regione Autonoma Friuli Venezia Giulia, Salone di Rappresentanza, Piazza Unità d'Italia 1, Triest.

Aber mein Ziel ist es immer, dass wir Europa nicht nur neu denken, sondern in irgendeiner Form Aktivitäten auslösen.

Natürlich sollten die Erkenntnisse, der "Spirit", der von hier hoffentlich nach zwei Tagen ausgeht, schneeballartig eine Verbreitung finden. Letztlich ist es spannend, dass grenzüberschreitende Kooperationen meistens mit kulturellen Aktivitäten beginnen, die offensichtlich eine Türöffnerfunktion haben. Es scheint, dass es Menschen sehr stark beschäftigt, wenn sie mit anderen etwas tun wollen, nämlich kulturelle Gemeinsamkeiten oder Unterschiede zu identifizieren, um daraus wieder einen Mehrwert zu generieren. Diese Möglichkeit hier in Triest sollte einfach genutzt werden, um Grenzen im Rahmen grenzüberschreitender Zusammenarbeit abzubauen.

Es geht also darum, Grenzen zu respektieren. Wir respektieren ja auch Grenzen im privaten Zusammenleben, aber gleichzeitig haben wir ein Interesse, in geeigneter Form diese Grenzen zu überwinden und daraus einen Mehrwert für uns zu schaffen. Das wäre meine Zielsetzung, dass wir aus den sehr intensiven Erfahrungen, die in dieser Ecke Europas aus vielen Jahrzehnten gewonnen wurden, auch Hinweise daraus schöpfen können, wie wir diese Form der Zusammenarbeit in andere Bereiche Europas tragen können und wie wir daraus letztlich auch einen Mehrwert für Europa insgesamt schaffen können. Manchmal habe ich die Sorge, und die begleitet mich als Regionalkommissar ganz intensiv, weil ich viel in Europa unterwegs bin, dass es nicht nur eine Art von Renationalisierung, sondern eine Art von Partikularismusdenken gibt, das natürlich für ein gemeinsames Europa schädlich wäre.

Das wirklich spannende ist, dass mittlerweile Europa, das ich eigentlich als Aggregatzustand betrachten würde, sich relativ mit der politischen Union deckt. Hier haben wir noch Arrondierungsmaßnahmen vorzunehmen. Im Prinzip kann man jedoch sagen, dass das, was wir gemeinhin unter Europa verstehen, sich in einem sehr hohen Maße mit dem deckt, was sich institutionell vorfindet. Insofern macht es wieder Sinn, diesen Gedanken Europa, dieses Verständnis von Europa, diese Art Aggregatzustand in institutionelle Überlegungen zu transformieren. Institutionen würden aber hohl bleiben, wenn ich nicht sozusagen eine Botschaft hätte, die aus dieser Institution herausgeht oder umgekehrt diese Institution speist.

Ich denke, das werden spannende Fragestellungen. Was können wir mit der Vielfalt an Aktivitäten beitragen, um ein größeres gemeinsames Europa nicht nur zu denken, sondern auch zu praktizieren? Ein Aspekt ist diesbezüglich ganz wichtig, nämlich der Gedanke der Subsidiarität. Subsidiarität heißt nichts anderes, als dass nur jene Dinge, die aufgrund notwendiger Koordination und Kooperation einer höheren Ebene bedürfen, auf diese Ebene übertragen werden sollen. Diese Diskussion muss geführt werden.

Wir sprechen jetzt sehr oft, durchaus mit Recht, von europäischer Integration. Aber europäische Integration in meinem Verständnis, und ich darf Ihnen sagen, im Verständnis praktisch aller meiner Kollegen, ist nicht immer eine Einbahnstraße, nicht immer nur die Abgabe von Kompetenzen nach Brüssel, um es bildhaft zu sagen. Sondern europäische Integration heißt auch, die Spielregeln simpel zu definieren, nach denen das Zusammenleben in Europa geordnet oder weiterentwickelt werden soll. Das soll nicht heißen, dass wir eine Unordnung hätten, aber weiterentwickeln heißt ganz einfach, dass wir feststellen, was auf der Ebene einer Stadt, eines Dorfes geregelt werden kann. Wozu brauche ich eine Provinz, eine Region, wozu brauche ich überhaupt so viele Ebenen? Auch diese Diskussion ist, glaube ich, legitim und das bedarf letztlich der Kooperation und der Koordination auf europäischer Ebene. Dies zu denken ist es wert. Ich habe ein letztes großes Anliegen und deshalb freue ich mich auf die vielen Gespräche, die sich hoffentlich jenseits des offiziellen Programmablaufes ergeben. Ich verhehle nicht, dass mir die Stimme der Intellektuellen in Europa zu leise ist. Wir erleben, dass die Meinungsbildung jenseits des Atlantiks auch sehr stark nach Europa getragen wird. Es wird uns ständig erklärt, was wir zu tun haben. Ich frage mich, wo sind die intellektuellen Stimmen Europas? Woran liegt es, dass es die intellektuellen Stimmen Europas nicht gibt? Wir können für jedes Land Denkerinnen und Denker aufzählen, aber es findet sich offensichtlich keine Möglichkeit, dass es hier zu einer starken intellektuellen Stimme Europas kommt.

Wir sind sehr stolz auf unsere Sprachenvielfalt. Es wurde bereits angesprochen, dass das eine absolute Stärke neben der sonstigen Vielfalt ist. Dieser Wettbewerb ist über die Jahrhunderte grosso modo betrachtet etwas Gesundes.

Umgekehrt ist durch eine gemeinsame Sprache, die wir durch das Lateinische vor 2000 Jahren ja hatten, die Wirkungsmacht lateinischer Denker bis heute gegeben. Diese Dimension fehlt uns möglicherweise heute, und das ist unter Umständen mitverantwortlich für das Nichtvorhandensein dieser intellektuellen

Stimme Europas. Es ist müßig, darüber zu räsonieren, aber mein Ansatz ist es zu hinterfragen, was können wir dazu beitragen, was können Sie dazu beitragen, welche Ideen haben wir, um letztlich sicherzustellen, dass es auf der Ebene des Geisteslebens, des Nachdenkens zu Erkenntnissen kommt, die dann auch europaweit diskutiert werden. Denn das brauchen wir unbedingt zur Ergänzung unseres Lebens. Genauso wie wir das auf regionaler und nationaler Ebene haben und brauchen, so brauchen wir das auch auf europäischer Ebene. Wenn diese Idee von dieser Veranstaltung in Triest ausstrahlen könnte, dann hätten wir schon ungeheuer viel erreicht.

Denker und Nachdenker sind unabdingbar für die Weiterentwicklung. Ich glaube, es war Friedrich Hebbel, der schon einmal formuliert hat: "Wien ist eine kleine Welt, in der die große ihre Probe hält." Ich glaube, hier könnte von Triest etwas ausgehen, was sich letztlich stimulierend auf andere Bereiche Europas auswirken kann und letztlich auch Einfluss auf unser Denken und Handeln hat.

Europa als Heimat?

MICHAEL FISCHER

Sechzig Jahre lang wuchs Europa zusammen – von Portugal bis Polen. Sechzig Jahre lang war die Europäische Union Garant von Frieden und Wohlstand. Aber das Wir-Gefühl fehlt, das 27 Staaten in eine Schicksalsgemeinschaft verwandelt, wie die Euro-Krise zeigt. Hängt wirklich alles am Euro, den bloß 17 Mitgliedstaaten als Währung haben?

Bisher hat die Union all ihre Herausforderungen gemeistert, oft allein durch die Dichte ihres politischen und kulturellen Netzwerkes und aufgrund des gemeinsamen kulturellen Erbes. Aber wird dies auch morgen der Fall sein? Ich wundere mich oft, wie depressiv wir Europäer trotz dieser enormen Erfolgsgeschichte sind. Sind es wirklich bloß idealistische Assoziationen, an Europa als kulturelle Gemeinschaft zu glauben, weil es seine Existenz und Essenz mit den grundlegenden Menschenrechten rechtfertigt, mit Menschenwürde und der Ablehnung aller religiösen und politischen Fanatismen. Was wäre denn die lebund realisierbare Alternative?

"Die Anatomie der Krise" (wie das Schauspielprogramm der Wiener Festwochen 2012 lautet) zeigt ein anderes Bild: eine Wirtschafts- und Finanzgemeinschaft, eine Gemeinschaft der Aktiengesellschaften. Als kulturelle Gemeinschaft erscheint die Europäische Union nur insoweit, als dies zur Belebung von Bankgeschäften, zur Prosperität der Telekommunikationskonzerne, zur Wettbewerbsfähigkeit der europäischen Ölindustrie beiträgt. Umgekehrt wollen wir kulturelle und soziale Herkunftsbestände bewusst oder unbewusst vor der Gefahr schützen, dass sie sich im unüberschaubaren Wandel restlos auflösen: Eine Kompensationsstrategie gegen die Angst der Fragmentierung und Zersetzung des Ich.

Die Frage, die sich viele Menschen stellen, ist, ob der vertraute Raum – Heimat, Ort, Region – diese hochemotionalen Sinnkonstrukte, wirklich von der Auflösung bedroht sind: Sei es nun kulturell, strukturell oder sozioökonomisch? Flughäfen, Einkaufszentren, Supermärkte, Freizeitparks, Hotelketten, Bahnhöfe, "Gated Communities": Das Leben verlagert sich von Dörfern und Kleinstädten in die Einkaufszentren auf der Wiese, Kästen ohne Eigenschaften, "Nicht-Orte"

(so der Pariser Anthropologe *Marc Augé*), die das Leben aus den gewachsenen Strukturen saugen: Abwanderung, Überalterung. Lemmingszüge durch die Wüsten der Arbeitslosigkeit. "Nicht-Orte", die immer mehr Menschen zu vereinzelten, nicht bloß ökonomisch zu "asozialen" Benutzern machen: "sich selbst und einander fremd", verbunden bloß "in der ängstlichen Erfahrung isolierter, leerer Existenz". Orte, die uns Aufbrüche ohne Ankünfte zumuten, gleichsam Nietzsches Finale ins Nichts.

Phänomene, die man nicht sehr präzis unter verschiedenen Begriffen wie "Rechtsradikalismus", "Modernisierungsververlierer", "Empörungsbewegung", "Wutbürgertum", "Verwahrlosungskohorte" oder anderen Etikettierungen und Stigmatisierungen bündelt, versteht nicht, wer nicht sieht, welches Motiv die im Einzelnen sehr heterogenen Gruppierungen verklammert: Soziale Angst und gleichzeitig soziale Nahebedürfnisse sowie der verzweifelte Versuch, ökonomische Sicherheit im gegliederten begrenzten Raum zu behaupten.

Auf die Forderung nach Kulturalität, Öffnung und universelle Verantwortung durch die Menschenrechte antworten zukunftsverunsicherte Menschen mit der Wiedererrichtung von Grenzen und Tabus. Dies ist ein rapid ansteigendes, gesamteuropäisches Problem: Wenn wir auf die Stichworte der Wertewandelforschung schauen, die auf Globalisierung, Beschleunigung, Virtualisierung reagieren, so bündeln sie genau jene Emotionen, die im Begriff Heimat enthalten sind. "Cocooning", Geborgenheitsästhetik, Biotope der Vertrautheit, Sehnsucht nach authentischen Eindeutigkeiten und einer intakten Lebensatmosphäre. Gemäß einer vom SPIEGEL in Auftrag gegebenen Studie vom März 2012 gilt das für knapp 80 Prozent der Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland. Die Zahl dürfte zumindest auf Österreich analog übertragbar sein, vielleicht auch auf Slowenien. Überwältigend ist die Zustimmung zur Heimat als regionale Identität in Friaul-Venetien mit seinen spezifisch grenzüberschreitenden Identitätsformen.

Die Rückbesinnung auf Heimat und Herkunft als geographischen Raum wird freilich dort für Europa politisch prekär, wo sie direkt oder indirekt auffordert, die Welt der "großen Politik" und der "großen Strukturen" zu verlassen. "Small is beautiful" statt "Europa als Einheit". Dies birgt Gefahren für eine offene Zivilgesellschaft, die darauf angewiesen ist, dass ihre Mitglieder sich internationalisieren und globalisieren, sich der Weltgesellschaft öffnen. Also: Heimat sowohl als Präsentation kultureller Identität wie auch als Ort der Innovation und Aufklä-

rung. Denn so gesehen hat Europa, wie bereits gesagt, "soviel Herkunft, dass seine Zukunft nicht zu verhindern ist".

Die Zivilisationstheoretiker der Aufklärung haben bereits über solche Zusammenhänge nachgedacht und praktische Konzepte entwickelt. Eine innovative Theorie der Heimat hat der Zürcher Pädagoge und Aufklärer *Johann Heinrich Pestalozzi* formuliert. Er machte deutlich, dass das Besondere unserer Herkunft nicht ein trennender, separierender Faktor ist, sondern der Brennpunkt für eine künftige, offene und tolerante "Völkerverbindung", wie es damals hieß. Und bei dieser Verbindung dachte er natürlich an ein symbolisches (idealistisches) Kapital und nicht an ein finanzielles.

Freilich, die Geschichte des vergangenen Jahrhunderts hat dem Heimatbegriff seine Unschuld genommen. Durch die totale Enthumanisierung alles Menschlichen im Namen einer "besseren, rassenreinen Heimat". Der katastrophalen Pervertierung durch Faschismus und Nationalsozialismus folgte nach 1945 die weitgehende Verdrängung. Aber stets haben namhafte Philosophen die Unverzichtbarkeit des Heimatbegriffs hervorgehoben. *Ernst Bloch* etwa notiert am Ende seines Werkes "Prinzip Hoffnung": Bei jedem Menschen gibt es etwas, "das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat". Stets sind wir gezwungen, so *Sigmund Freud*, den Blick auf den "Eingang zur alten Heimat des Menschenkindes" zu richten. Doch hat diese sentimentale (postromantische) Utopie noch eine Bedeutung?

Heimat ist zunächst eine raum-zeitliche Gegebenheit für jeden Menschen, in die er hineingeboren oder hineingekommen ist und in der er wohnt. Darüber hinaus ist Heimat das Ganze der an die engere Umgebung angelagerten weiteren "Lebenskreise" und ihrer "Horizonte" (Pestalozzi): Die Landschaft, das Land, der sprachliche Großraum, dann Europa, schließlich die "Welt". Heimatbewusstsein setzt das Andere voraus und daher auch Toleranz. Automatisch ist es auch immer eine Form des Weltbewusstseins. Dadurch verliert der Heimatbegriff seine bloß geographische Komponente und seine existentielle Bedeutung wird deutlich. Heimat ist ein Komplex, den es für jeden Menschen aktiv zu schaffen gilt, eine Beziehung, die eine stetige, geistige Anstrengung voraussetzt.

Die hohe Bewertung der eigenen Heimat ist freilich nur unter der Bedingung sinnvoll und zulässig, dass man auch für die Heimat anderer eintritt. Das Recht auf Heimat, das als kategorischer Imperativ für alle Menschen gilt, hat elemen-

tar diesen Bedeutungskern. Die Sorge für die Heimat und das Heimatbewusstsein anderer, der nachfolgenden Generationen oder anderer Völker, ist die notwendige Konsequenz und Grenze des Bewusstseins der eigenen Heimat und der Sorge um sie. Daher ist es notwendig, gegen jede Art von regionalem Partikularismus aufzutreten (Johannes Hahn).

Die genannten Perspektiven sind kein verbohrter Traditionalismus, sondern ein evidentes Problem kraft der Einsicht, dass unter den Lebensbedingungen und Krisenerscheinungen unserer Gegenwartszivilisation Herkunftsprägungen und Traditionen ein knappes Gut sind, mit dem wir im Interesse unserer und künftiger Generationen behutsam umzugehen haben. Sie bieten ein wesentliches Zivilisationselement des 21. Jahrhunderts. Längstens liefern Landschafts-, Umwelt- und Naturschutz, Altstadterhaltung und Denkmalschutz positive Beispiele. Aber wir sind jetzt dabei – wie die Tagung zeigt – auch unsere Einstellungen zu Sprache und Alltagskultur, Festlichkeiten und Theater zu verändern. Herkunft öffnet die Zukunft für das Neue, heißt es. Und in der Tat ist das Neue mit all seinen Herausforderungen die Voraussetzung dafür, dass Tradition fortgeschrieben werden kann. (Hegel spricht zurecht "von der historischen Kategorie des Neuen".)

Der Esstisch war stets ein großes Symbol intakter Gemeinschaftlichkeit, ja die gemeinsame Tafel ist die Keimzelle der Zivilisation. Dort begannen die Erzählungen von Menschen über Menschen, über ihre Leistungen und Fehlschläge, ihre Kämpfe mit den Göttern und den Triumph der Liebe. Durch Erzählungen, durch "narrative Intelligenz" lassen wir uns positiv herausfordern von der Verschiedenheit der Menschen und ihrer Räume, in denen sie leben, sowie von den Chancen, die sich daraus für unser Zusammenleben ergeben.

Veronika Ratzenböck zeigt dies deutlich, wenn sie sagt: "Das Unerwartete und Überraschende der Kultur ist das "Kapital" Europas." Wirtschaftlich wichtig sind neben Kreativität, Innovation und Unternehmergeist auch die so genannten weichen Faktoren wie z.B. Lebensqualität, Wohlbefinden und kulturelle Vielfalt. Dies ist auch der Grund bei der Neukonzeption der EU-Regionalpolitik, Kultur in der Politik der lokalen und regionalen Entwicklung stärker und durchgängig zu berücksichtigen.

Verantwortungsvolle Politik darf weder den Menschen in seiner Individualität ignorieren noch die ökonomischen und kulturellen Räume, in denen er sich bewegt. Ansonsten werden wir uns immer häufiger fragen müssen, wohin wir gehen, weil wir immer weniger wissen, wo und wer wir sind.

Literaturliste

Assmann, Aleida / Friese, Heidrun (Hrsg.), *Identitäten*, Frankfurt am Main 1998 (= Erinnerungen, Geschichte, Identität, 3).

Augé, Marc, Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1994.

Bauman, Zygmunt, Soziologie zwischen Postmoderne und Ethik, Stuttgart 2002.

Bickle, Peter, *Heimat. A critical theory of the German idea of homeland*, Rochester-New York u.a. 2004.

Bloch, Ernst, Das Prinzip Hoffnung, Bd. 5 d. Gesamtausgabe in 16 Bänden, Frankfurt am Main 1985.

Boa, Elizabeth / Palfreyman, Rachel (Eds.), Heimat. A german dream. Regional loyalties and national identity in German culture, 1890–1990, Oxford 2000.

Cacciari, Massimo, Wohnen. Denken. Die Frage nach dem Ort, Klagenfurt-Wien 2002.

Cremer, Will / Klein, Ansgar (Hrsg.), Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven, Bonn 1990.

Dürrmann, Peter, Heimat und Identität. Der moderne Mensch auf der Suche nach Geborgenheit, Tübingen-Zürich-Paris 1994.

Gerschmann, Karl-Heinz, "Johannes Hofers Dissertation ,De Nostalgia' von 1688", in: *Archiv für Be-ariffsgeschichte* 19 (1975), 83–88.

Grün, Anselm, Wo ich zu Hause bin. Von der Sehnsucht nach Heimat, Freiburg im Breisgau 2011.

Khakpour, Toumaj, "Das Comeback eines Mythos", in: *Der Standard-online*, 4. November 2011 (http://dastandard.at/1319181992001 / Heimatbegriff-in-Parteiprogrammen-Das-Comeback-eines-Mythos).

Köstlin, Konrad, "Heimat geht durch den Magen. Oder: Das Maultaschensyndrom. Soul-Food in der Moderne", in: *Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg* 4 (1991), 147–164.

Krokow, Christian Graf von, Heimat. Erfahrungen mit einem deutschen Thema, München 1992.

Pestalozzi, Johann Heinrich, Abendstunde eines Einsiedlers (1779/80), in: Sämtliche Werke, Kritische Ausgabe, Berlin-Leipzig 1927ff., Bd. 1, 1927.

Ratzenböck, Veronika u.a., Der Kreativ-Motor für regionale Entwicklung. Kunst- und Kulturprojekte und die EU-Strukturförderung in Österreich, Wien 2011.

Schlink, Bernhard, Heimat als Utopie, Frankfurt am Main 2000.

Schmitt-Roschmann, Verena, Heimat. Neuentdeckung eines verpönten Gefühls, Gütersloh 2010.

Schnoy, Sebastian, Heimat ist, was man vermisst. Eine vergnügliche Suche nach dem deutschen Zuhause, Reinbek bei Hamburg 2010.

Schorlemmer, Friedrich, Wohl dem, der Heimat hat, Berlin 2010.

Seifert, Manfred, Zwischen Emotion und Kalkül. Heimat als Argument im Prozess der Moderne, Leipzig 2010.

Spranger, Eduard, Pestalozzis Denkformen, 2. Aufl., Heidelberg 1959 (35ff. und 49ff.).

Waffender, Corinna, Heimat, Tübingen 2010.

"Was ist Heimat? Eine Spurensuche in Deutschland", in: Der Spiegel 15 (2012), 60-71.

Das Europäische an Europa ist nicht das Finanzielle¹

MICHAEL FLEISCHHACKER

Wie lange es den Euro noch gibt, weiß niemand. Ob die EU sich von ihren Überdehnungssymptomen erholt, ist offen. Nur um Europa muss man sich nicht sorgen.

"Europa neu denken" lautet der Titel einer wissenschaftlichen Tagung, die an diesem Wochenende in Triest in vielerlei Varianten der Frage nachgeht, was Europa ausmacht und wie es seinen Bewohnern leichter fallen könnte, so etwas wie ein europäisches Heimatgefühl zu entwickeln. Sprache, Alltagskultur und Hochkultur, so viel lässt sich sagen, spielen dabei eine größere Rolle als die Zinsen, die man derzeit für griechische und spanische Kreditausfallversicherungen lukrieren kann.

Man muss nicht sehr tief in die europäische Herkunft eintauchen, um zu begreifen, dass Thilo Sarrazin mit seinem Buchtitel "Europa braucht den Euro nicht" die europäische Zukunft weit über den finanzpolitischen Horizont hinaus beschreibt. Man kann und muss Sarrazins These sogar zuspitzen: Nicht wenn der Euro scheitert, scheitert Europa. Europa scheitert, wenn die Behauptung, dass ein Scheitern des Euro Europa in Gefahr bringen könnte, ernst gemeint ist.

Günter Grass' neuestes Gedicht "Europas Schande" ist handwerklich vermutlich der schlechteste lyrische Text, der in diesem Jahrhundert in einer renommierten deutschsprachigen Zeitung erschienen ist. Inhaltlich markiert er die endgültige Kapitulation eines Teils der antikapitalistischen Intellektuellen vor der von ihnen so lautstark beklagten Ökonomisierung aller Lebensbereiche. Da wird tatsächlich mit maximalem Pathos beklagt, dass ein Austritt Griechenlands aus dem Euro ein Verrat an der europäischen Herkunft wäre. So kann nur schreiben, wer nicht denkt oder wer denkt, dass das Europäische an Europa das Finanzielle ist.

Der andere Teil der antikapitalistischen Intellektuellen (man könnte auch schreiben: "der Intellektuellen", aber es besteht immerhin die theoretische Möglich-

¹ Als Leitartikel erschienen in der Samstag-Ausgabe von *Die Presse* am 1. Juni 2012, siehe: http://die-presse.com/home/meinung/kommentare/leitartikel/762609/print.do

keit, dass auf dem Kontinent auch liberale Intellektuelle ein unentdecktes, glückliches Leben führen) hat sich dazu entschlossen zu glauben, dass Europa das Bürokratische ist. Die Europäische Union in ihrer Gewordenheit wird zwar ob ihrer Demokratie- und Legitimationsdefizite kritisiert, gilt aber doch als Europa schlechthin. Würde die Union zerfallen, zerfiele in ihren Augen Europa. Auch das ist ein Verrat an der Idee, zu deren Verteidigung die weißen Buchstabenritter ausrücken.

Europa braucht weder den Euro noch die europäische Union. Nicht daran, dass er das ausspricht, erkennt man den Antieuropäer, sondern daran, dass er es bestreitet. Es gibt für diese Behauptung ausreichend faktische Evidenz: Wer würde bezweifeln, dass die Schweiz ein Teil Europas ist? Was sagt uns der Umstand, dass nur 17 von 27 Mitgliedern den Euro als Währung haben?

Kein vernünftiger Mensch wird hoffen, dass die Europäische Währung kollabiert. Kein vernünftiger Mensch wird das Ende der Europäischen Union herbeisehnen. Aber es ist an der Zeit zu sehen, dass die Europäische Union dabei ist, neben ihrem finanziellen auch ihr symbolisches Kapital zu verspielen. Die lindernde Salbe der Kooperation, die wesentlichen Anteil daran hatte, dass die Wunden der Jahrhundertkatastrophe heilen konnten, hat sich durch unsachgemäße Lagerung zum zentralistischen Suchtmittel entwickelt. Die regelmäßig geführte Klage, es sei doch ganz im Gegenteil eine schreckliche Renationalisierung zu beobachten, die uns zurück an die Abgründe des Faschismus bringen könnte, geht an den Tatsachen vorbei: Wir erleben keine Renationalisierung, sondern einen nationalistisch inszenierten Kampf um die beste Position im zentralistischen Spiel.

Wie lange es den Euro noch gibt, kann keiner sagen, ob die Europäische Union ihre Überdehnungssymptome kurieren kann, wird man sehen. Ohne Schmerzen wird beides nicht zu haben sein. Finanzpolitisch ist das inzwischen allen klar. Dass auch die Wiedergewinnung einer politischen Perspektive für die Union nicht ohne gröbere Turbulenzen zu haben sein wird, hat die öffentliche Wahrnehmungsschwelle noch nicht überschritten.

Nur um Europa muss man sich keine Sorgen machen: Es hat so viel Herkunft, dass seine Zukunft nicht zu verhindern ist, nicht von der Union und nicht von ihrer gemeinsamen Währung.

Aktuelle Kooperationen im Alpen Adria Raum¹

GERHARD KATSCHNIG

Die hier zu präsentierende Studie *Der Kreativ-Motor für regionale Entwicklung. Kunst- und Kulturprojekte und die EU-Strukturförderung in Österreich* wurde durchgeführt im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur und herausgegeben von der "österreichischen kulturdokumentation". Sie umfasst eine Erhebung und Analyse von EU-kofinanzierten Kunst-, Kulturund Kreativwirtschaftsprojekten im Rahmen der Regionalförderung in Österreich im Zeitraum 2007 bis 2010. Sie fragt nach dem Stellenwert von Kunst, Kultur und des Kreativsektors in den grundlegenden Dokumenten der Regionalpolitik und entwirft Handlungsempfehlungen für eine zukünftig bessere Verankerung des Kulturbereichs und der kreativen Branchen in der regionalen Entwicklung.

Eines der wichtigsten Anliegen der EU ist die Struktur- und Regionalpolitik. Für die Umsetzung stehen der EU im Wesentlichen drei Strukturfonds zur Verfügung: der Europäische Fonds für regionale Entwicklung (EFRE), der Europäische Sozialfonds (ESF) und der Kohäsionsfonds. Ihr Ziel ist die Forcierung der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der Mitgliedstaaten (Stärkung der Anziehungskraft Europas für Investoren und Arbeitskräfte durch gesteigerte Wettbewerbsfähigkeit, Attraktivität und Beschäftigungssituation der Regionen), die Verbesserung von Beschäftigungsmöglichkeiten in strukturschwachen Regionen (mit Schwerpunkt auf kleineren und mittleren Unternehmen) und die Förderung des inneren Zusammenhalts (Festigung des Zusammenhalts innerhalb der EU durch grenzüberschreitende, transnationale und interregionale Zusammenarbeit).

Die Regionalpolitik wird seit 1987 regelmäßig neu und für einen bestimmten Zeitraum konzipiert; die aktuelle Förderperiode dauert sieben Jahre (2007–2013). Kulturprojekte und der Kreativsektor beeinflussen die Entwicklung der

¹ Sofern nicht anders angeführt, bezieht dieser Beitrag seine Daten aus der Studie von Ratzenböck, Veronika u.a., *Der Kreativ-Motor für regionale Entwicklung. Kunst- und Kulturprojekte und die EU-Strukturförderung in Österreich*, Wien 2011.

Regionalpolitik wesentlich. Ihr Mehrwert besteht in Faktoren wie Attraktivität von Regionen, Innovationssteigerung, Lebensqualität der Bewohner, Identität, kulturelle Vielfalt, soziale Entwicklung und sozialer Zusammenhalt in Europa. Dies alles bietet Anreize für die Ansiedelung von Unternehmen, begünstigt die Schaffung von mehr und besseren Arbeitsplätzen und kurbelt den Tourismus an. Der Bereich der Kultur kann auf diese Weise zu einer günstigen wirtschaftlichen Entwicklung beitragen.

Durch die immer neue "Entdeckung der werdenden Formen der Kunstkommunikation und des Kunsterlebnisses" finden sich, salopp formuliert, interessierte Minderheiten in förderungsfähigen Massen zusammen. Man denke an Festspiele, Filmfeste, Literatur- oder Buchfeste und viele andere Kultur- und Kunsttreffen. Was wären die Salzburger Festspiele, was wäre das Nova Rock Festival in Nickelsdorf (Burgenland), wenn diese sich nur auf ein festes, ortsgebundenes Publikum verlassen würden? Es sind die hauptsächlich zugereisten, aber regelmäßigen Besucher aus aller Welt, welche die Anziehungskraft des Ortes oder der Landschaft widerspiegeln. Diese Art des Kunstgenusses ist eben "kein reines Privaterlebnis, sondern ein soziales, manchmal sogar politisches [...]"3.

Kunst und Kultur haben das Potential, einen wichtigen Beitrag für Wirtschaft, Arbeitsmarkt und Lebensqualität zu leisten. Das sollte vonseiten der EU für die kommende Förderperiode 2014–2020 – und um diese geht es schließlich! – beachtet werden. Österreich stehen in der aktuellen Förderperiode Mittel in der Höhe von € 1,46 Mrd. zur Verfügung. Nur zum Vergleich: das jährliche Marketingbudget von Red Bull hat dieselbe Höhe! Basierend auf den Leitlinien der EU entwickelt jeder Mitgliedsstaat einen nationalen Rahmenplan für die Umsetzung der Struktur- und Regionalpolitik der EU; in Österreich ist dafür der Nationale strategische Rahmenplan (STRAT.AT) verantwortlich. Bis 30. September 2010 wurden in der vorliegenden Studie insgesamt 534 Projekte recherchiert, die in der aktuellen Förderperiode Mittel aus den Instrumenten der EU-Regionalpolitik erhalten haben und im Zusammenhang mit Kultur oder Kreativwirtschaft stehen.

² Hobsbawm, Eric J., Wozu Festspiele im 21. Jahrhundert?, in: Fischer, Michael (Hrsg.), *Die Festspiele. Visionen, Wünsche, Wirklichkeit*, St. Pölten-Salzburg 2007, 153. 3 Ibid., 150.

Der Betrag beläuft sich auf € 78,8 Mio. und umfasst neben den so genannten Core-Projekten (Projekte mit unmittelbarem Bezug zu Kunst und Kultur wie etwa die Ausrichtung des Alfred Kubin Jahres 2009 im Innviertel oder die Europaausstellung 2009 St. Paul in Kärnten zur Geschichte der Benediktiner in Europa; von der Domäne Kulturelles Erbe bis hin zu Großveranstaltungen und Festivals) auch Peripherie-Projekte, die nur einen gewissen Grad an Kulturbezug aufweisen, wie z.B.: das Danube River Network of Protected Areas (eine Plattform für transnationale Naturschutzarbeit, die unter anderem regionale kulturelle Besonderheiten und Veranstaltungen wie die Donau-Festivals integriert). Ausschließlich in Kulturproduktionen (Core-Projekte), die im Weiteren die kulturelle Infrastruktur, Kulturorganisationen, Kulturvermittlung etc. umfassen, fließen also noch weniger finanzielle Zuwendungen.

Den größten Anteil im Rahmen der Erhebung für Kunst, Kultur und Kreativwirtschaft mit österreichischer Beteiligung machen die grenzüberschreitenden Programme aus. Die höchste Summe an EU-Mitteln entfällt auf die Programme Österreich-Italien. Operationelles Programm zur Förderung der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit im Grenzraum zwischen Österreich-Italien sowie die Cross-Border Cooperation Slovenia-Austria (auf Grund der höheren EU-Kofinanzierungsrate für wirtschaftlich schwächere Regionen): beide konzentrieren sich thematisch auf die Domänen Kulturelle Erbe und Transversale Bereiche.

Die Domäne Kulturelles Erbe beinhaltet das Immaterielle Kulturerbe, das Baukulturelle Erbe, Museen, Volkskultur, Archäologie, Denkmal sowie Wissenschaft, Archive und Bibliotheken. Ein Beispiel innerhalb dieser Domäne ist das Projekt *Kulturkarte*⁴: Seit 2008 besteht eine Kooperation der Museen und Natur-bzw. Nationalparkhäuser der Regionen Bezirk Landeck, Bezirk Imst, Vinschgau, Engadin und Val Müstair. Verbunden werden die einzelnen Museen und Naturerlebniseinrichtungen durch die Kulturkarte TERRA RAETICA, die in den Museen und Naturparkhäusern an die Besucher verteilt, wie in den Gemeinden und Tourismusbüros sowie Hotels aufgelegt wird. Durch die Verzeichnung der Museen im Rahmen des Programms Österreich-Italien wird Einheimischen sowie Gästen ein großer Kultur- und Naturerlebnisraum präsentiert und die Region nachhaltig touristisch aufgewertet.

⁴ Siehe: http://www.terraraetica.eu/de/cultura-raetica/projekte.html

Die Domäne Transversale Bereiche beinhaltet Kulturinitiativen, Großveranstaltungen oder Internationalen Kulturaustausch, wie z.B. das Projekt *CrossCulTour⁵* im Programm *Central Europe*. Hier werden Crossmarketing-Strategien für Kultur und Tourismus entlang der Europäischen Kulturstraße TRANSROMANI-CA entwickelt, die für das gemeinsame romanische Erbe von zehn Regionen zwischen der Ostsee und dem Mittelmeer stehen. 2003 wurde TRANSROMANICA bereits initiiert und legte den Grundstein für das darauf aufbauende Projekt *CrossCulTour*, welches, ausgehend vom romanischen Erbe, spätere Stilepochen und weitere kulturelle Aspekte der Regionen berücksichtigte. Zusammenschlüsse mit Marketingpartnern fördern branchenübergreifende Kooperationen. Auf der Grundlage gemeinsamer kulturgeschichtlicher Wurzeln werden durch die Bewahrung von Kulturstätten und -landschaften die regionale und europäische Identität gestärkt, Arbeitsplätze und Einkommen durch die Kooperation mit kleinen und mittelständischen Unternehmen geschaffen sowie wirtschaftlich schwächere Regionen mit kulturellen Zentren verbunden.

In Kärnten werden 45 Kulturprojekte mit einem Gesamtkostenaufwand von € 11,8 Mio. realisiert. Die höchste EU-Summe fließt in das grenzüberschreitende Programm Slowenien-Österreich, in dessen Rahmen neun Projekte kofinanziert werden, wie z.B. Grenzenlos⁶ (2009–2012) als Theater-, Film- und Kulturprojekt zwischen Kärnten und Slowenien. Es thematisiert das Leben an der Grenze zwischen Kärnten und Slowenien, das geprägt ist von vorgefertigten Meinungen, Gefühlen und Mythen: Man erlebt ein Theaterprojekt über das Leben an der Grenze in der Zwischenkriegszeit, einen Dokumentarfilm über das Leben der Menschen auf beiden Seiten der Grenze und eine vielfältige Reihe von Veranstaltungen zu den Themen Grenze und Grenzüberschreitung. Das Ziel ist die Förderung der regionalen Identifikation, der europäischen Integration und die überregionale Präsentation der Region zur Überwindung mentaler Grenzen.

Es liegt auf der Hand, dass sich Kultur- und Regionalentwicklung gegenseitig befruchten. Projekte wie die bisher genannten fördern Faktoren wie Partizipation, Bewusstseinsbildung und Lebensqualität von Menschen ebenso, wie sie gleichzeitig die Attraktivität der Standorte und Regionen verbessern. Durch die

⁵ Siehe: http://www.transromanica.com/de/crosscultour

⁶ Siehe: http://www.ktn.gv.at/178355_DE-INTERREG_Kurzbeschreibungen-KB_Grenzenlos

Investition in die Gestaltung des öffentlichen Raums (= Veranstaltungsort) und dem Transfer von Wissen durch Kunst- und Kulturvermittlung (= sozialer/kultureller Austausch) werden der Arbeitsmarkt und die Wettbewerbsfähigkeit einer Region aufgewertet. Das Kulturwesen wiederum profitiert von den Instrumenten der Strukturförderung, weil diese vielfältige, regionale und grenzüberschreitende Kunst- und Kulturprojekte ermöglicht.

Ein wichtiger Schritt in Richtung "Bewusstmachen des europäischen Geistes" als verbindende Tradition wurde durch das Inkrafttreten der Gründung der EU am 1. November 1993 gesetzt. Die neue Ausrichtung ging explizit über die vorherige Wirtschaftsgemeinschaft EWG hinaus, was die europäische Kulturgeschichte, dieses gemeinsame europäische Erbe, als Grundlage voraussetzt. Es ist die kulturelle Identität als gemeinsames Band der europäischen Nationen, die das europäische Kulturbewusstsein der Zukunft, dieses Europa neu denken, ausmachen muss. Hierbei sollte die Relevanz von Kunst, Kultur und Kreativwirtschaft für die Entwicklung der EU nicht unterschätzt werden. Der wirtschaftliche und finanzielle Mehrwert kann maßgeblich zu intelligentem, nachhaltigem und integrativem Wachstum aus dem Kulturerbe von morgen beitragen, damit aus Europa, aus der Alpe-Adria-Region, nicht ein – wie es Robert Musil in einem anderen Zusammenhang erwähnte – "europäischer Naturschutzpark für vornehmen Verfall" (Buridans Österreicher) werde.

⁷ Vgl.: Mortier, Gerard, Kunst als Notwendigkeit und Zukunftsvision, in: Fischer, Michael (Hrsg.), *Die Festspiele. Wirklichkeit, Deutung, Zukunft*, St. Pölten-Salzburg-Wien 2012, 61.

⁸ Zit. n.: Johnston, William M., *Der österreichische Mensch. Kulturgeschichte der Eigenart Österreichs*, Wien-Köln-Graz 2009 (= Studien zu Politik und Verwaltung, Bd. 94), 154.

Literatur

Hobsbawm, Eric J., Wozu Festspiele im 21. Jahrhundert?, in: Fischer, Michael (Hrsg.), *Die Festspiele. Visionen, Wünsche, Wirklichkeit.* St. Pölten-Salzburg 2007.

Johnston, William M., Der österreichische Mensch. Kulturgeschichte der Eigenart Österreichs, Wien-Köln-Graz 2009 (= Studien zu Politik und Verwaltung, Bd. 94).

Mortier, Gerard, Kunst als Notwendigkeit und Zukunftsvision, in: Fischer, Michael (Hrsg.), *Die Festspiele. Wirklichkeit, Deutung, Zukunft,* St. Pölten-Salzburg-Wien 2012.

Ratzenböck, Veronika u.a., Der Kreativ-Motor für regionale Entwicklung. Kunst- und Kulturprojekte und die EU-Strukturförderung in Österreich, Wien 2011.

Vietta, Silvio, Europäische Kulturgeschichte. Eine Einführung, Paderborn 2007.

Internet

http://www.terraraetica.eu/de/cultura-raetica/projekte.html (28. August 2012)

http://www.transromanica.com/de/crosscultour (28. August 2012)

http://www.ktn.gv.at/178355_DE-INTERREG_Kurzbeschreibungen-KB_Grenzenlos (28. August 2012)

Die Dialektik von Tradition und Innovation

HENNING OTTMANN

Die Moderne ist ein Zeitalter, das Traditionen nicht freundlich gesinnt ist. Zumindest meinen manche, dass dies so sei. Als modern gilt das, was noch kommt: die Zukunft, und als modern gilt, was jetzt neu ist, was anders ist, als es früher war. Sehr beliebt sind Wortkombinationen mit der Vorsilbe "post": "post-metaphysisch", "post-national", "post-traditional", "post-konventionell" und wie diese Wortkombinationen alle heißen. Die kleine, unscheinbare Vorsilbe "post" enthält eine ganze Geschichtsphilosophie. Sie soll nämlich besagen, das, was da als "post-metaphysisch", "post-national", "post-traditional" bezeichnet wird, das ist auf der Höhe der Zeit. Das ist zeitgemäß. Wer noch an der anderen Seite der Wortkombination festhält, also an "metaphysisch", "national", "traditional", der ist nicht auf der Höhe der Zeit. Er ist ein bedauernswertes Opfer historischer Zurückgebliebenheit, ein Fußkranker des Weltgeistes, an dem die moderne Karawane längst vorbeigezogen ist.

Ja, wenn die Sache mit der Moderne so einfach wäre! Wenn sie sich so säuberlich in zeitgemäß und überholt sortieren ließe! In Wahrheit sind die beliebten Wortbildungen mit der Vorsilbe "post" nichts anderes als Versuche, sich geschichtlich ins Recht zu setzen. Sie dienen dazu, sich diskursive Vorteile zu verschaffen. Vorausgesetzt wird dabei immer eine, wie ich meine, halbierte Moderne. Die Moderne wird von einer und nur einer ihrer Seiten aufgenommen: ihrer progressistischen, ihrer futuristischen. Verschwiegen wird, dass sie ebenso ihre beharrenden Elemente besitzt. Schon als die moderne Spaltung von progressiv und konservativ in die Welt trat, also in der Zeit der Französischen Revolution, schon da war zu sehen, dass der Konservatismus nicht weniger modern ist als der Progressismus. Er ist eine Antwort auf den Progressismus, und er ist eine Antwort, auf die nicht verzichtet werden kann, wenn man die Moderne nicht nur zur Hälfte, sondern als Ganze erfassen will. Zur Moderne gehören die Prozesse der Befreiung von traditionellen Bindungen. Zu ihr gehören aber ebenso die bewahrenden Kräfte, die den Prozessen der Loslösung Grenzen setzen und sie davor bewahren, die Ursprünge zu vergessen, aus denen die moderne Freiheit stammt. Diese sind vielfältiger Art. Sie reichen vom griechischen und römischen Erbe unserer Kultur bis zur Erbschaft des Christentums. Das Christentum, heißt es bei Jürgen Habermas, "ist für das normative Selbstverständnis der Moderne nicht nur eine Vorläufergestalt oder ein Katalysator gewesen. Der egalitäre Universalismus, aus dem die Idee von Freiheit und solidarischem Zusammenleben, von autonomer Lebensführung und Emanzipation, von individueller Gewissensmoral, Menschenrechten und Demokratie entsprungen sind, ist unmittelbar ein Erbe der jüdischen Gerechtigkeits- und der christlichen Liebesethik."¹ Wie wir unser Leben verstehen und wie wir es in Zukunft verstehen wollen, das hängt von unserem Verständnis der Vergangenheit ab. Odo Marquard hat es wie immer bündig formuliert: "Zukunft braucht Herkunft."² Der Blick nach vorn bedarf des Blicks zurück, und erst der Blick in beide Richtungen lässt verstehen, was unsere Zeit, was die Moderne ist.

Modern ist, dass die Moral universal und reflexiv wird. Modern ist, dass das Recht zum Recht des Menschen wird. Recht und Moral in ihrer Universalität sind Errungenschaften der Moderne. Diese gilt es, "modernitätskonservativ" zu bewahren. Die große Frage ist nur, auf welche Weise dies geschehen kann. Es kann nicht geschehen, wenn man die Moderne nur von *einer* ihrer Seiten aufgreift. Ich gebe drei Beispiele dafür:

Beispiel Nr. 1: Modern ist die Beschleunigung des kulturellen Wandels. "Erfahrungsraum" und "Erwartungshorizont" treten, so Koselleck, auseinander.³ Während früher das Alter mit Weisheit gleichgesetzt wurde, versteht der Großvater den Enkel heute nicht mehr. Kopfschüttelnd steht er neben seinem Enkel, wenn dieser am PC sitzt und dort seine mysteriösen Dinge treibt. Die Veraltungsgeschwindigkeit kultureller Phänomene nimmt ständig zu. Aber was geschieht, wenn solche Prozesse der Beschleunigung auftreten? Sie rufen als Reaktion das Bedürfnis hervor, eine Welt wiederzufinden, die einem vertraut gewesen ist, eine Welt, in der man wieder zuhause sein kann. Aus diesem Grunde boomen die Flohmärkte und die Museen. Aus diesem Grunde wird heute auch noch die letzte Fassade renoviert. Das ist erfreulich. Je

¹ Habermas, Jürgen, Zeit der Übergänge, Frankfurt am Main 2001, 174f.

² Marquard, Odo, Zukunft braucht Herkunft, in: Ders., *Philosophie des Stattdessen*, Stuttgart 2000, 66–78.

³ Koselleck, Reinhart, "Erfahrungsraum" und "Erwartungshorizont" – zwei historische Kategorien, in: Patzig, Günther u.a. (Hrsg.), *Logik, Ethik, Theorie der Geisteswissenschaften*, Hamburg 1977, 191–208.

schneller das Tempo des kulturellen Wandels wird, umso größer wird der Bedarf an Historisierung. Je schneller uns immer Neues begegnet, umso schneller wird es auch zum Alten. Kunstwerke wandern immer zügiger ins Museum, manches Mal schon unmittelbar, nachdem sie produziert worden sind. Vom Atelier direkt ins Museum, das ist eine bisher unerhörte Veraltungsgeschwindigkeit. Aus jungen Wilden werden unversehens zahme Alte. Für Künstler der Avantgarde ein schmerzhafter Prozess. Da der Reichtum an neuen Einfällen begrenzt ist, kehrt auch immer schneller irgendetwas wieder. Man kann nun auch getrost auf der Stelle treten und man findet sich nach einiger Zeit unversehens in der Avantgarde vor.

Beispiel Nr. 2: Modern ist das Schwinden der räumlichen Distanzen. Der neue Welthandel der Devisen- und Kapitalmärkte, der rund um die Uhr in Echtzeit getätigt wird, die neuen Kommunikationstechniken, sie lassen die Räume und die zeitlichen Abstände schwinden. War es bisher den Heiligen vorbehalten, an zwei Orten gleichzeitig erscheinen zu können, so ist der moderne Mensch zur gleichen Zeit hier und dort. Medial ist er sogar allerorten, allgegenwärtig in seltsamer Omnipräsenz. Dabei sitzt er, wenn ihm die Welt medial begegnet, vermutlich in einem Sessel, an einem ganz bestimmten Fleck. Wie versteht der moderne Mensch die Welt? Ist sie ihm ein Fernsehbild? Eine Nachricht im Netz? Sieht er sie als eine Art Hotel? Als touristischen Aufenthaltsort? Wo ist sein Wohnort, sein Standort? Beides, "Wohnort" und "Standort", sind Begriffe, die das griechische Wort "ethos" einmal bezeichnet hat, und ich frage mich immer, wenn Wirtschaftsführer vom "Standort" reden, ob sie sich an die alte Bedeutung noch erinnern.

Modern ist eine so nie gekannte Entortung des Lebens. Aber auch in diesem Fall gibt es Bewegung und Gegenbewegung. Je mehr wir virtuell (oder auch realiter) allerorten sind, umso mehr wollen wir wissen, wo wir eigentlich zuhause sind. Ort ist nicht gleich Ort, wie es uns manche Theoretiker der Globalisierung weismachen wollen. Ein Hotel ist kein Zuhause, eine Ferienwohnung keine Bleibe fürs Leben. Man kann heute jeden Winkel der Welt bereisen. In der virtuellen Welt können wir herumschweifen als neue Nomaden. Virtuell oder zeitweilig ist das Leben global, gelebt wird es immer lokal.

Beispiel Nr. 3: Die Moderne drängt zur Globalität. Sie drängt wirtschaftlich und politisch zur Großräumigkeit. Ein Prozess, der an Dynamik gewonnen hat, seit die Ost-West-Spaltung aufgehoben wurde und Demokratie und Kapitalismus

alternativlos geworden sind. Die Globalisierungstheorien führen uns heute eine Welt vor, die immer enger zusammenwächst. Die Zivilisationen scheinen sich zu einer Weltzivilisation zu vereinheitlichen. Von New York bis Tokio dieselben amerikanischen Fernsehserien, von Berlin bis Peking eine Jugend, welche dieselben Jeans und Turnschuhe trägt. Aber je ähnlicher sich die Lebensformen werden, umso mehr wollen wir wissen, wer wir selber sind. Im Bavrischen Bierzelt wird immer noch Blasmusik gespielt und nicht Sirtaki getanzt. Zudem haben die lokalen Kulturen die Eigenschaft, sich das Globale anzuverwandeln. Es ist dann doch nicht ganz dasselbe, je nach Erdteil und Kultur. Es entstehen seltsame Mischgebilde wie die "Weißwurst Hawai".4 Eine solche Mischung schmeckt nicht jedem, in diesem Fall sicher nicht jedem Münchner. Für ihn hat die Qualität der Weißwurst – ähnlich wie das Reinheitsgebot beim Bier – quasi-religiösen Status. (Der Theologe Metz hat einmal bemerkt, die Bayern hätten ein irdisches Verhältnis zur Religion und ein religiöses zum Bier.) Wie dem auch sei, auf jede Angleichung folgt eine neue Differenzierung. Die moderne Welt wird sich einerseits immer ähnlicher, andererseits nehmen gewisse Unterschiede zu. Nie hatte die romantische Idee, dass jeder sein eigenes, sein authentisches Leben zu führen habe, mehr Anhänger als heute. Charles Taylor hat es in seinen letzten Büchern demonstriert.5

Nun kann es sein, dass sich Angleichung und Differenzierung nicht im harmlosen Bereich der Kulinarik abspielen. Es kann schon sein, dass sich der Gegensatz von eigener Lebensform und Weltzivilisation bis zum Konflikt steigert. Der Kommunitarist Benjamin Barber hat ihn als Konflikt von McWorld und Dschihad beschrieben.⁶ Die Moderne verunsichert und sie schwebt in der Gefahr, aus der Verunsicherung Fundamentalismen zu erzeugen, die das Gegenteil gelungener Modernität sind.

Wenn McWorld und Dschihad aufeinander prallen, dann geraten zwei Fehlformen der Moderne miteinander in Konflikt. Es bekämpfen sich ein differenzblinder Ökonomismus und ein sich der Modernität verweigerndes Stammeswesen. Prima facie scheinen sie Welten voneinander entfernt zu sein, in

⁴ Beck, Ulrich, Was ist Globalisierung?, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1997, 85ff.

⁵ Taylor, Charles, *Quellen des Selbst*, Frankfurt am Main 1995; Ders., *Ein säkulares Zeitalter*, Frankfurt am Main 2009.

⁶ Barber, Benjamin, Jihad vs. McWorld, New York 1996.

Wahrheit sind sie feindliche Brüder, in falschem Modernismus und falschem Antimodernismus geeint. Sie untergraben die Moderne von beiden Seiten aus. Aber die Moderne ist weder vorbehaltlos zu bejahen noch ist sie pauschal zu verwerfen. Nur eine Balance von Modernitätskritik und Modernitätsaffirmation wird ihr gerecht.

Heute wird immer wieder der Ruf nach größeren politischen Einheiten laut: nach einem Weltstaat, einer Weltrepublik, einer globalen Demokratie. Manche meinen, dass sich nach Polis, Imperium und Nationalstaat ein neues Paradigma ankündige, die Wende zu einer transnationalen, einer großräumigen, ja einer die Welt umfassenden Demokratie. Einmal abgesehen davon, dass es sich hier um Wunschträume handelt, die nicht gerade selten auf sozialdemokratische Ursprünge zurückzuführen sind, auf Versuche, für New Labour einen Weg zwischen rechts und links zu finden, man übersieht, dass die politische Welt sich momentan nicht nur vergrößert, sondern ebenso Zug um Zug verkleinert. Es gibt nicht nur neue Großräume wie die EU, Amerika oder Asien. Es gibt auch eine immer kleinteiligere Zerbröselung der Einheiten. Imperien wie die Sowjetunion sind in einzelne Staaten zerfallen. Staaten stoßen auf ein neues Selbstbewusstsein der Regionen. Die Lebensformen vervielfältigen sich in eine postmoderne Vielfalt. Großräumigkeit und Kleinteiligkeit reichen sich die Hand. Auch da besitzt die Moderne keine Eindeutigkeit.

Ein heute wieder beliebtes Schlagwort der Antike ist der *Kosmopolitismus*, und manche fordern eine kosmopolitische Demokratie (Held, Beck).⁷ Die Moderne macht uns in der Tat alle zu Weltbürgern. Das Recht ist Recht des Menschen geworden, die Moral ist universal, wir lesen Weltliteratur und wir können uns für die entferntesten Winkel der Erde interessieren. Aber dieser Universalismus und Kosmopolitismus ist politisch nicht unschuldig. Bereits in der Antike war er der Schatten der Imperien. Heute kann er die Kehrseite eines sich globalisierenden Kapitalismus oder eines universalen Interventionismus sein. Die Rhetorik ist übrigens schon in der Antike genau dieselbe wie heute. Wenn Arrian das Reich des Alexander lobt oder Aristides Rom, dann

⁷ Held, David, *Democracy and the Global Order*, Cambridge 1995; Archibugi, Daniele / Held, David (Hrsg.), *Cosmopolitan Democracy*, Cambridge 1985; Beck, Ulrich, *Macht und Gegenmacht im globalen Zeitalter*, Frankfurt am Main 2002.

begegnen die Schlagworte von heute: "Eintracht", "Völkermischung", "Gleichheit", "Frieden", "freier Verkehr" etc.⁸

Der Kosmopolitismus ist machtpolitisch missbrauchbar, und er wird vor allem dann ideologisch, wenn er suggeriert, dass wir zu jedem Menschen auf dieser Erde in derselben Beziehung stehen wie zu unseren Eltern, Kindern oder Landsleuten. Man preist heute gerne die Nähe zum Fernsten, und in der Tat sind wir jedem Menschen in allgemeiner Menschlichkeit verbunden. Es gibt eine allgemeine Pflicht zur Hilfe, über die übrigens im Lehrstück vom Barmherzigen Samariter das Wesentliche gesagt ist. Aber neben der Nähe zum Fernsten gibt es auch die Nähe zum Nahen, und diese Nähe zum Nahen kann man nicht im Namen des Universalismus und Kosmopolitismus überspringen. Wohin die einseitige Favorisierung von Universalismus und Kosmopolitismus führt, dafür bietet der berühmte fire case des Philosophen Godwin ein schlagendes Beispiel.9 Godwin stellt sich die Frage, wen man aus einem brennenden Haus retten soll, den eigenen Vater oder Fénelon, den berühmten Verfasser der Télémague. Godwin meint, dass Fénelon zu retten sei, weil dieser für das Glück der Menschheit bedeutsamer sei als der eigene Vater. Das ist Universalismus pur, hier noch gepaart mit Utilitarismus. Man sieht auf einen Blick, der Universalismus, für sich genommen, führt zu einer Welt, in der es nur noch Menschen, aber keine Väter und keine Söhne mehr gibt. Der Philosoph Albert Camus hatte sich für das gegenteilige Extrem ausgesprochen. Er sagte während des Algerienkrieges: "Ich glaube an die Gerechtigkeit. Aber bevor ich die Gerechtigkeit verteidige, werde ich meine Mutter verteidigen." 10

Godwin und Camus – beide zeigen Extrempositionen, die zu vermeiden sind. Eine ausgewogene Theorie der Moderne muss Emanzipation und Tradition, Herkunft und Zukunft miteinander vereinen können. Ein Modell dafür liefert die Philosophie Hegels. Sie bietet einen Ausgleich von Emanzipation und Tradition, ausgehend von der Annahme, dass die moderne Emanzipation von Voraussetzungen lebt, die sie selber nicht garantieren kann. Ernst-Wolfgang Böckenförde hat dies bekanntlich vom modernen Staat behauptet, dass er von

⁸ Ottmann, Henning, *Geschichte des politischen Denkens*. Die Griechen, Bd.1/2, Stuttgart 2001, 260ff.; Ders., *Die Römer*, Bd. 2/1, Stuttgart 2002, 298f.

⁹ Godwin, William, Enquiry Concerning Political Justice, Vol. II, London 1793, c.2.

¹⁰ Zit. nach Todd, Olivier, Albert Camus. Ein Leben, Reinbek 1999, 754.

Voraussetzungen lebe, die er selbst nicht garantieren könne. Bei Hegel gilt dies von der Moderne insgesamt.

Im § 209 (A) der Hegelschen Rechtsphilosophie heißt es: "Der Mensch gilt so, weil er Mensch ist, nicht weil er Jude, Katholik, Protestant, Deutscher, Italiener u.s.f. ist." ¹¹ Die Französische und die Amerikanische Revolution haben den Menschen als Menschen befreit. Er wird seit dieser Zeit als frei und gleich anerkannt. Die Emanzipation hat den Menschen aus den Bindungen der Herkunft gelöst. Aber wenn diese Befreiung nicht blind werden soll für Herkunft und Differenz, dann muss sie auch bedeuten, dass es jedem von nun an freisteht zu sein, was er sein will: Jude, Katholik, Protestant, Deutscher, Italiener usf. Die Aufforderung, man solle *nur noch* Mensch sein, ist tendenziell totalitär. Sie reduziert den Menschen auf ein Abstraktum ohne Religion, Nation und Familie. Sie suggeriert, dass dies alles sei, was er als Mensch zu sein habe. In Wahrheit hat sie einen Menschen vor Augen, der nichts mehr sein eigen nennt. Am Ende ständig wiederholter Prozesse reiner Loslösung kann Freiheit ja nur noch bedeuten, dass man nichts mehr zu verlieren hat. "Freedom's just another word for nothing left to loose."

Tradition und Herkunft können zur Folklore erstarren und borniert werden. Die Gefahr besteht. Aber wer heute von sich selber sagt, ich bin Katholik, Deutscher, Westfale, ja, was weiß ich, der verhält sich nicht anti-modern, sondern absolut *modernitätskonform*. Er nimmt nur wahr, was bei gelingender Emanzipation sein gutes Recht ist. Er muss nicht nur das sein, wozu ihn die Moderne machen will. Er darf auch das bleiben, was er schon ist. Erst das wäre gelungene Emanzipation.

¹¹ Hegel, Georg Friedrich Wilhelm, Werke, Bd. 7, Frankfurt am Main 1979, 360f.

Letterature "minori", identità culturale e globalizzazione¹

HELENA PERIČIĆ

Quando, qualche anno fa, scrivevo di lingue "minori" e delle relative letterature, avevo pensato di collegare la cultura a cui appartengo all'immagine della sponda croata dell'Adriatico, bagnata dal mare: se vi s'immerge il dito - vi si tocca il mondo intero.² La posizione adriatica, mediterranea, centroeuropea o. a seconda del punto di vista, europea orientale dell'area in cui sono nata e vivo – l'area della piccola Croazia, con la sua letteratura cosiddetta "minore" – non si può certamente paragonare alle aree dell'Europa occidentale e "pacifica", aree non falciate dalla guerra o economicamente paralizzate dalla tempesta di una guerra nefasta com'è stata, nei primi anni novanta del secolo scorso, quella nelle terre dell'ex Jugoslavia, guerra che si è mescolata alla rovina del precedente assetto statale e sociale che ha portato alla dissoluzione dello stato jugoslavo in entità statali minori e alla rinuncia all'ordinamento socialista, che ancora negli anni ottanta jugoslavi aveva i suoi molti sostenitori, perché considerato migliore, in paragone agli altri stati dell'allora Europa dell'est, in quanto "socialismo dal volto umano". La situazione economica nella Croazia di allora, che apparteneva alla Jugoslavia, era considerata dai più serena, adatta al vivere, "a misura d'uomo", e si può dire che a un numero relativamente esiquo mancassero le condizioni primarie per una vita dignitosa. Questa, tuttavia, era solo una faccia di quell'impressione; l'altra presentava aspetti ben più cupi nell'economia e nella politica, e altri che riguardavano l'identità culturale, spesso tenuta sotto silenzio, dell'area croata. In queste condizioni di relativa stabilità economica capitò un ribaltamento, un terribile conflitto interentitario che

¹ Trad. Max Blažević.

² Peričić, Helena, "Pišem da bih se prodao – prodajem se da bih pisao (Neka obilježja dodira suvremenoga hrvatskog sa stranim književnim stvaralaštvom)" / I Write to Sell – I Sell to Write (Contemporary Croatian literature and the outside world), in: Suvremena književnost i jezici Europe, 27. zagrebački književni razgovori/ Contemporary literature and languages of Europe, 27th Zagreb Literary Talks, a cura di Lara Hoelbling Matković e Sofija Babić, Zagabria, Società dei letterati croati, 2005, 82–85.

coinvolse Croazia, Bosnia ed Erzegovina, Serbia e Montenegro, riflettendosi inoltre sulle altre repubbliche jugoslave ed anche su altri paesi. Devo dire che non era mia intenzione parlare della guerra.³ Quest'introduzione è piuttosto un tentativo di spiegare le circostanze che governavano lo spazio geografico al quale personalmente appartengo e dalla cui prospettiva solo posso considerare ciò di cui oggi stiamo parlando.

La letteratura di questa mia area geografica è scritta nella lingua parlata oggi da poco più di quattro milioni di persone e in questo senso la si può mettere in collegamento col patrimonio letterario di altre lingue parlate relativamente da pochi, come quella irlandese, albanese, macedone, catalana o basca. In linea di principio direi che, salvo nel caso di possibili ex colonie, le sorti, qualunque esse siano, delle singole lingue "minori" e relative letterature non dipendano dalle lingue "maggiori" come possono essere quella inglese già globale o quella cinese in espansione, ma che il problema risieda nell'impossibilità delle comunità piccole a curare la propria ricchezza artistica e a presentarla adeguatamente fuori dai propri confini. Ricorderei in questa sede alcuni punti salienti del Manifesto della Dichiarazione Universale sui Diritti Linguistici proclamato dal Comitato del PEN International il 13 maggio 2011 a Girona:

- La diversità linguistica è un'eredità mondiale che deve essere valorizzata e protetta.
- Ogni individuo impara a parlare nel cuore di una comunità che gli dà vita, lingua, cultura e identità.
- Lingue diverse e diversi modi di parlarle sono non solo mezzi di comunicazione, ma anche l'ambiente sociale in cui gli esseri umani crescono e le culture vengono edificate.
- Il diritto ad usare e proteggere la propria lingua deve essere riconosciuto dalle Nazioni Unite come uno dei diritti umani fondamentali.

Una lingua, quindi, viene qui intesa come l'indicatore base di un'identità, l'elemento base dall'acculturamento, ragion per cui essa, in quanto fondamento per la creazione letteraria, va tutelata. Tuttavia, ribadirei in questa sede ciò

³ Peričić, Helena, *On the Red Horse, Peter and Paul – A Small Book about a Big War: Diary Entries, Articles, Letters, 1991–1998,* [bilingual edition: English/Croatian], translated by Petra Sapun, proofread by Nick Saywell, Newcastle upon Tyne, Cambridge Scholars Publishing, 2010.

che è noto: che la vita di una lingua quale organismo filologico nell'epoca contemporanea si sviluppa a contatto con altre lingue che la vanno ad influenzare, modificare ed arricchire.⁴

Le sorti, fortunate o sfortunate, storiche e politiche dell'area da cui provengo, area a tutti gli effetti vicina a un mare attraverso il quale i politici dopo la Seconda guerra mondiale tracciarono un confine tra Est ed Ovest europei, e dove secoli prima Alberto Fortis nel suo Viaggio in Dalmazia vedeva una sorta di estremo limite dell'Europa civilizzata rispetto all'esotico Levante, la quale, nella sua visuale protoromantica, era da annoverare nell'immaginario ottocentesco delle belles lettres ... - questo luogo, dicevo, rappresenta la mia "culla" linguistica e letteraria e il mio punto di partenza per i miei viaggi per il mondo a spiegare il mio punto di vista sull'identità culturale e guindi letteraria e su una letteratura "minore" all'interno delle grandi comunità europea e mondiale. Da comparativista letteraria quale sono di professione, non ho mai appoggiato quella corrente purista che celebrava la letteratura croata come "bastante a sé" perché basata su una lingua "autarchica", cosa che si era soliti fare e auspicare negli anni novanta, tra l'altro proprio nella mia Zara, già capitale culturale della Dalmazia, oggi proverbialmente considerata baluardo conservatore di un sentimento nazionale espresso in forme alguanto esaltate.

Se posso dire due parole sull'impegno personale che ho profuso in quegli anni di rivolgimenti politici ed estremi accadimenti bellici allo scopo di tutelare un'entità statale ed identità nazionale, questo si basava su una fatica, invero erculea, nello spiegare che il mio lavoro di pedagogo letterario comparativista era di natura squisitamente cosmopolita, guidato dal compito principale di presentare ai miei studenti il concetto dell'importanza di collocare la propria letteratura, che sin dal Medioevo era scritta nella lingua che chiamiamo croata, in un contesto europeo e mondiale. La lingua in cui questa letteratura veniva scritta nel corso dei secoli s'era formata a partire dalle opere letterarie e dibattiti degli scrittori del passato, soprattutto ragusèi e dalmati; tuttavia, rimarcavo sempre ai miei studenti che né la letteratura croata né le altre letterature euro-

⁴ La lingua, quindi, non è solo mezzo di comunicazione ma il risultato dell'esigenza di esprimere il proprio patrimonio culturale, naturale, ontologico ecc.; infatti, ogni comunità offre soluzioni linguistiche differenti da quelle di un'altra perché provenienti da quella esigenza specifica in quel dato luogo.

pee non si erano formate isolate da altre letterature e culture, partendo dall'antichità e attraversando il rinascimento per arrivare fino ai nostri giorni. ⁵ Lo spirito identitario, ciò che Slavoj Žižek chiama "identificazione immaginaria", in altre parole, la nostra immagine di se stessi, negli anni novanta – anni di guerra – doveva necessariamente rimanere "inviolato", poiché quelli erano gli anni in cui l'identità del popolo croato s'era trovata in pericolo di esser cancellata dalla faccia della terra a cui essa apparteneva. La lingua croata, lingua parlata da quattro milioni e mezzo di persone in Croazia e, ad occhio e croce, da altrettante all'estero, lingua che, bene o male, viene tutelata attraverso la letteratura e, ovviamente, la stampa e la corrispondenza privata e professionale – questa lingua, dicevo, ha prodotto una letteratura a mio giudizio molto buona, ma del tutto scono sciuta al resto del mondo.

Mi preme, quindi, di sottolineare un fatto incontrovertibile: la letteratura croata – s'intendano i suoi numi tutelari oppure gli autori viventi – è troppo poco presente nel mondo. E' un fatto, questo, che ci turba talmente tanto che spesso preferiamo ignorarlo, convincendoci del contrario. Questo è un appunto che io, da comparativista letteraria impegnata in ambito accademico nell'insegnamento e nella ricerca al fine di promuovere la letteratura croata, ho fatto spesso ai miei colleghi croati. Se facessimo una ricerca in Italia, o Inghilterra, o Germania – ma anche, per dire, in una terra slava come la Cechia dove noi croati troveremmo molte corrispondenze letterarie in senso culturale, storico o politico – ci renderemmo presto conto che l'italiano, l'inglese, il tedesco e il ceco medio conoscono poco o niente della letteratura croata. Spesso i miei colleghi fanno finta di non sapere che la letteratura croata, dai Marko Marulić, Petar Zoranić, Marin Držić, fino ad arrivare ai contemporanei Marinković, Krleža, Desnica e Šoljan, è un vuoto totale per quello stesso mondo con il quale la Croazia è geograficamente – attraverso il summenzionato mare – collegata. Continuiamo a illuderci che le opere di Tin Ujević, Janko Polić Kamov e di altri autori eccellenti sorti in quel cuore d'Europa sarebbero irrinunciabili per l'Europa stessa. Tuttavia: noi professionisti delle lettere croati, cos'abbiamo davvero offerto al resto del mondo? Quel poco di Krleža noto al lettore italiano

⁵ Peričić, Helena, Die kroatische Literatur Dalmatiens im mediterranen Kontext, in: Kacianka, Reinhard / Strutz, Johann (Hrsg.), *Sprachlandschaften. Regionale Literaturwissenschaft im europäischen Kontext,* Klagenfurt 2010, 118–130.

per gli sforzi di alcuni editori italiani (alcuni dei quali, come Studio Tesi, non più attivi); quel poco di Matvejević e di scrittori croati di lingua italiana; quel poco di scrittura croata nota agli studenti di croatistica cechi e basata guasi interamente su Krleža e sui feuilleton storici di Marija Jurić Zagorka; quel poco di Slavenka Drakulić o Dubravka Ugrešić, due dei pochi nomi di autori croati letti nell'ultimo decennio in terra germanofona; alcuni giovani scrittori croati che, all'alba degli anni duemila hanno dato un'impronta più pop (il che è molto "O.K."!) o addirittura più nazional-popolare (il che non è molto "O.K."!) alla letteratura croata contemporanea, organizzando tournée, presentando i propri libri all'estero e collaborando con i colleghi stranieri, facendo conoscere a questi ultimi la "piccola" Croazia dal punto di vista dei temi letterari, ma soprattutto della cucina (la grigliata, per l'esattezza). (Per inciso, a suo tempo chiesi a chi di dovere le ragioni per cui Krleža non è mai stato tradotto in inglese, ricevendone un laconico: "Per motivi politici, di politica di certi paesi occidentali verso la Croazia".) Prima o poi, comunque, la lamentela sulle tristi sorti della letteratura croata all'estero ritornerà al mittente, in quello stesso ambiente che le ha generate: un ambiente che quella letteratura la produce e celebra con convegni, festival e rinfreschi, al contempo però non interessandosi al suo destino e accoglienza fuori dai propri confini.

Gli istituti di cultura croata all'estero, dai quali ci si attende che, tra le altre cose, promuovano la letteratura del loro paese, raramente acquistano libri e diffondono la scrittura croata presso librerie e biblioteche estere. Persino i dipartimenti di filologia che comprendono le lettere croate sono carenti in fatto di disponibilità di titoli croati nelle loro biblioteche. La distribuzione e promozione dei libri croati nel mondo è spesso iniziativa di sconosciuti volenterosi che intraprendono ciò a proprie spese, spesso abbandonando a metà dell'opera perché scoraggiati e delusi dalle montagne di libri che, regolarmente indirizzati e impacchettati, languono intoccati e non classificati in corridoi e magazzini di enti di cultura stranieri che mancano di spazi per la loro corretta sistemazione. La traduzioni delle opere di August Šenoa, Ivana Brlić Mažuranić, A.B. Šimić, A.G. Matoš o I.G. Kovačić sono carenti, o al massimo costituiscono delle scadenti e grottesche approssimazioni in forma di tesi di laurea che non fanno che rendere un pessimo servizio ai grandi della narrativa e poesia croate. Tuttavia, ribadisco: se non ci sono traduzioni decenti è solo colpa nostra. Come possiamo aspettarci che il mondo sia ricettivo alla nostra scrittura e la traduca nelle sue varie lingue, se noi stessi evitiamo di impiegare traduttori di qualità ed elargir loro il giusto compenso per un lavoro così faticoso?

* * *

Alla luce dei recenti eventi catastrofici (catartici?... vogliamo sperarlo) nella civiltà contemporanea – una sequela di attacchi terroristici su base integralista che vanno dall'11 settembre a New York, all'11 marzo a Madrid, al 7 luglio a Londra – il mondo probabilmente si è reso conto di quanto esso sia fragile. In un'epoca in cui è possibile vedere una decapitazione in diretta televisiva comodamente seduti davanti a un piatto fumante – neanche in terza serata, ma in pieno giorno – mentre nella mente del telespettatore è in corso un processo di adattamento ed assuefazione ad istinti oggettivamente mostruosi; in un periodo pieno di *anchormen* raccomandati con difetti di pronuncia che reinventano involontariamente le regole linguistiche, e le autobiografie di veline canterine assurgono al rango di bestseller – in una simile epoca, la stessa creatività letteraria è probabilmente il risultato dell'assorbimento di queste degenerazioni mediatiche di cui spesso non siamo neppure consapevoli.

Lo scarso interessamento, spesso sfociante nel rifiuto, del mercato e degli editori verso temi "pesi" come può esserlo la rielaborazione letteraria della Guerra di difesa patriottica, soprattutto nel caso guesta non venga implicitamente condannata - si riflette in una carenza di ispirazione e motivazione di potenziali nuovi autori che temono, a ben vedere, una condanna aprioristica per il tema prescelto (spesso anche su basi ideologiche) da parte della critica, dalla quale si vedrebbero screditati in partenza. Un ulteriore motivo di preoccupazione è una dilagante e fasulla ironia a buon mercato che investe internet, dove si possono leggere racconti, poesie, romanzi, editoriali e commenti piagati da una ricerca ossessiva dell'effetto, della battuta, della gag letteraria; una spiritosità di grana grossa, spesso fondata su un riciclo di luoghi e contrapposizioni comuni: omosessuali ed etereosessuali, serbi e croati, promiscuità e celibato... La letteratura, insomma, come campo di gioco di una volontà di sembrare "all'avanguardia" a tutti i costi, non nel campo letterario, ma in quello della vita sociale. Personaggi famosi che diventano opinionisti che diventano narratori che diventano, infine, Gotha del mercato letterario ed organizzano eventi culturali, nelle interviste dei quotidiani si definiscono "mediaticamente

consapevoli" e scrivono libri che a quegli stessi quotidiani verranno poi allegati in forma di libriccini su carta riciclata di poco peso e a poco prezzo, del tutto similmente a quanto accade nel resto del mondo: scrittori che scrivono per vendere, e vendono per poter scrivere. Nel frattempo le università esprimono il loro apprezzamento della letteratura in forma di numero di ore di lettura e accumulazione di crediti a carico degli studenti (il sistema ECTS vigente), con l'effetto di produrre un nuovo positivismo; a questo mi sono riferita in un mio saggio, il cui titolo rimanda a quello di René Wellek ("Ribellarsi al positivismo") e in cui parto dal presupposto che il processo della lettura, da cognitivo/emozionale/etico/spirituale, comunque squisitamente individuale, viene ora costretto ad un metro che si vorrebbe oggettivo e valutato da dei "misuratori di livello" (level descriptors) e secondo i parametri delle scienze naturali⁶, ottenendo l'effetto di negare la natura umanista ed individuale della produzione e ricezione letteraria ed artistica in generale.

Se consideriamo i criteri che abitualmente guidano la critica letteraria croata e mondiale, notiamo che essi pertengono a quella zona d'ombra insidiosa, delicata e sottile detta "letterarietà" (analoga, ad esempio, alla "plasticità" nel contesto delle arti figurative). A questo criterio di valutazione possono eventualmente aggiungersi i valori medievali di *claritas, integritas* e *consonantia*, riconoscendovi determinate caratteristiche di stile e registro, tematiche, valori ontologici e così via. Spesso, però, mi sembra di notare che nel mio contesto di provenienza godano purtroppo di gran considerazione alcuni metri di valutazione aprioristici ed extraletterari, siano essi di stampo ideologico, di appartenenza a determinati *clan*, circoli o gruppi d'interesse o altro. Credo tuttavia che questa piaga interessi anche le letterature del resto del mondo. Se ci poniamo la domanda elementare: tra dieci o vent'anni, cosa rimarrà inscritto nelle antologie letterarie, quali titoli di quelli che oggi troviamo nelle classifiche di vendita verranno confermati di indubbia qualità letteraria senza tempo?, difficilmente otterremo una risposta ovvia e semplice, poiché la decisione sui destini della

⁶ Peričić, Helena, "Pobuna protiv pozitivizma ..." (Omaggio a R. Wellek alla luce della letteratura e critica croata e mondiale degli inizi del secolo 21°) / "Revolt against Positivism" (A Hommage to R. Wellek through the Prism of Croatian / World Literature and Literary Criticism at the Beginning of the 21st Century), in: Komparativna povijest hrvatske književnosti, atti del X convegno sul tema: Direzioni e metodologie di uno studio comparativo della letteratura croata, 2008, a cura di Cvijeta Pavlović e Vinka Glunčić-Bužančić, Spalato, Književni krug, 2008, 20–31.

letteratura oggi è sempre meno nelle mani del lettore, in quanto la strada che porta ad esso è lunga e contorta e lastricata da stratagemmi pubblicitari e populismo, consumo coatto del *kitsch*, favoritismi della critica, filtri d'interesse.

* * *

Il grande fisico, filosofo e scrittore croato Ivan Supek (1915–2007) inizia la sua discussione *A favore di una comunità globale* (da cui ho estratto, nella lista allegata tradotta in inglese, i nomi dei capitoli ovvero gli obiettivi che si propone il mondo contemporaneo) con una serie di domande anaforiche che cominciano tutte con *E' possibile avere fiducia in una globalizzazione che ...?* Tra queste ne pone una che, considerato che lo scritto fu pubblicato nel 2001, suona profetica: *E' possibile avere fiducia in una globalizzazione che distrugge le economie dei paesi piccoli o tecnologicamente arretrati e ne aumenta la disoccupazione?* E un'altra: *E' possibile avere fiducia in una globalizzazione che nasconde la povertà dei popoli e la chiusura culturale con la pubblicità alle comodità, la propaganda politica e l'intrattenimento di massa?*

Infatti: se l'economia e l'industria dei paesi "minori" diventano superflue perché non riescono a stare al passo con le grandi forze industriali che hanno imposto l'iperproduzione e il basso prezzo dei prodotti – se le cose stanno così, dovremmo chiederci: queste culture "piccole" hanno le ore contate dinanzi a quelle "grandi", ai movimenti e tendenze culturali sponsorizzate dalla Coca-Cola? Ad ogni modo, permangono previsioni per niente rosee sul futuro del mondo basate sul presupposto che il mercato mondiale sarà finanziato dai servizi di una manciata di giganti industriali, i quali avranno certamente influenza sulle singole letterature e culture di appartenenza. Una mescolanza di comunità (neo)liberali, democratiche, totalitarie, integraliste, autocratiche, social-democratiche ecc. pervase da una globalizzazione che, se da una parte indebolisce le strutture esistenti del potere, dall'altra ne conserva paradossi e contraddizioni: i mass media e le multinazionali distribuiscono "cartoline dal globo unificato" (Supek) che sotto la patina multicolore nascondono vuoto di senso, alienazione, povertà e disperazione (cfr. Supek, 2001: X). La discussione di

⁷ Supek, Ivan, Za svjetsku zajednicu/ In Favor of a Global Community, Zagreb, DHK / Hrvatski P. E. N. Centar, 2001, V.

Supek si conclude con l'antidoto da lui proposto a questa situazione: "Essere buoni". Personalmente a questa bontà d'animo aggiungerei il coraggio, il piglio di difendere la libertà dello spirito, di tutelarla ed esserle solidale; non può esserci vera bontà d'animo senza coraggio individuale.

Cerchiamo tuttavia di ridimensionare la cupezza di queste previsioni e, come già in passato hanno fatto molte persone sagge, constatiamo che non ci sono valori umanistici più grandi della tutela della vita umana. In questo senso la perdita del passato implica, lo credo fortemente, la perdita del futuro. Consegnare Mozart all'oblio a favore della cultura audio-tecnologica di massa, o fare lo stesso con Michelangelo a favore della distribuzione mediatica di un'iperproduzione visiva, porta sicuramente alla dissoluzione totale della fiducia nell'esistenza umana. La minaccia che il sapere diventerà il "capitale" più ambito e non privatizzabile ci porta a concludere che lo sviluppo delle multinazionali non andrà ad intaccare del tutto i singoli stati o caratteristiche nazionali o regionali, né riuscirà a mettere in pericolo l'importanza del singolo e del suo potenziale spirituale. Secondo Supek le persone piombano nella rassegnazione e nell'apatia "quando della loro vita decidono istituzioni distanti quanto il cielo" (Supek, XXXIV). Ben detto: un'universalità effettiva non può affermarsi senza un'adeguata importanza dell'istruzione, della scienza e della cultura, in altre parole, dei valori umanistici. Cultura che, ritengo, dovrebbe avere un'identità forte e fondare le sue radici nel primario, nell'essenziale e tangibile (e non nel globale o "celeste"). Se ci atteniamo alle nostre tradizioni culturali ed osserviamo i nostri traquardi individuali o regionali, rafforziamo i valori umanistici e costruiamo il rapporto con l'Altro e guindi con il Diverso rispetto alla nostra cultura, lingua, letteratura, visione del mondo e così via. Credo che insistere a richiamarsi a una sedicente "balcanicità" della cultura croata non ha portato a nulla di buono; discorrendone con intellettuali stranieri, ivi inclusi alcuni storici specializzatisi nel Novecento, mi sono trovata d'accordo con la conclusione che il termine "balcanico" (etimo legato al vocabolo turco che indica una montagna) non può essere definizione geografica, politica né culturale, ma rappresenta piuttosto una definizione artificiale, una categoria mentale (sulla scia della mentality research contemporanea) che per la sua diversificazione e non omogeneità difficilmente può avere un significato preciso e fare da "minimo comune denominatore", quand'anche volessimo riferirci alle interpretazioni di viaggio di Alberto Fortis o alle cartografie geopolitiche di Winston Churchill.

Ritorno pian piano al punto di partenza di questo discorso, al problema comparativista delle letterature "minori". La produzione letteraria croata sente il polso del mondo anche a questo livello, anche quando soffre ancora di malattie proprie dell'età dello sviluppo delle letterature nazionali in "transizione" al volgere dell'ultimo secolo. La lingua, in Croazia come nel resto del mondo, sempre più si restringe in iniziali, contrazioni e cifre, in formule matematiche che per la loro stessa natura semioticamente spoglia non permettono nessuna figurazione o scarto stilistici. La "faccina" inserita in un sms o in una mail sostituisce il sorriso fisico, superando i contorni della comunicazione linguistica. La predominanza di racconti brevi (tuttora si istituiscono concorsi di poesia, ma ci sarà chi la poesia la legge!?, terribile dubbio di noi professionisti delle lettere) privi di densità narrativa, solidità compositiva e tensione drammatica degni di questo nome ma sempre più incentrati su un'episodicità spicciola e un intellettualismo decorativo la cui ragion d'essere riempirebbe molte cartelle di testo; i freguenti nomi stranieri, spesso latinoamericani, dei personaggi; il citazionismo o addirittura l'intertestualità riferita perlopiù alla produzione letteraria, rock e pop angloamericana... tutto questo mi porta a concludere che la produzione letteraria dell'area geografica alla quale appartengo e la sua stessa cultura comunicano effettivamente con il resto del mondo, ne sono parte integrante, però lo influenzano in misura minima, colpevolmente inerte, o al massimo tanto quanto quel resto del mondo permette loro di farlo. Non un millimetro di più, e non una goccia di mare di più.

3. Die Sprachinseln und ihre Erzählungen

Potenziale der Ungleichzeitigkeit – Dialog der kulturellen Vielfalt Europas

REINHARD KACIANKA

1.

Lassen Sie mich mein Plädoyer für ein neu gedachtes Europa in Amerika beginnen, in jenem Anderen, in dem europäische Träume wahr geworden sind. *Nothing worse than a dream come true* – notiert Oscar Wilde in einem anderen Zusammenhang.

Ich hatte vor Jahren eine Gastprofessur in den USA, genauer gesagt: in Alabama. Als wissbegieriger und neugieriger Mensch habe ich meine Wochenenden damit verbracht, den Süden der USA zu erkunden und versucht zu verifizieren, ob meine Vor-Urteile zu Recht bestünden.

Ich wollte in Erfahrung bringen, ob dieses Land der unbegrenzten Möglichkeiten tatsächlich vor allem Raum ist, ob *Amerika* für mich auch vor Ort die von Baudrillard beschriebene *vollendet primitive Originalversion einer Modernität* darstellt.

So verbrachte ich Stunden, ja Tage, im Auto. Hügel auf und Hügel ab durchquerte ich die durchaus beeindruckende Landschaft. Undurchdringliche, unendlich scheinende Mangroven-Wälder, Sumpfgebiete, Baumwollfelder, Brachland ... Landschaft, nichts als Landschaft!

Die Autobahnen verlieren sich in der scheinbaren Unendlichkeit dieser Unmenge an Landschaft und enden häufig im Nichts... Einzig die anderen Verkehrsteilnehmer beweisen, dass ich nicht *in the middle of nowhere* bin; was sich übrigens bei Nachtfahrten am Weg von Mississippi nach Alabama auch aufhört – da bin ich tiefster Dunkelheit ausgesetzt und hoffe inständig, keine Autopanne zu haben ...

Nach vielen, endlos vielen Kilometern Autobahn verheißt dann plötzlich ein Billboard von KFC oder McDonalds Zivilisation. Um eine Sehenswürdigkeit zu besuchen, war ich zumindest sechs, sieben Stunden *on the road.* Zum Beispiel am Weg nach Tupelo. Dort stand ich nach hunderten Kilometern Fahrt über Land vor einer Hütte, dem Geburtshaus von Elvis Presley.

Die Städte? Eigentlich überall gleich: ausgedehnte *nice neighbourhoods,* rasterförmig ausgerichtet und nicht immer wirklich *nice;* dann Downtown – überall eine Ansammlung mehr oder weniger imposanter Hochbauten. Bilder von David Lynch oder Jim Jarmusch drängen sich auf.

Die USA, das Andere von Europa, das Wahrwerden europäischer Utopien, Raum, frei verfügbarer, kalkulierbarer, geometrisch exakt vermessbarer Raum. In den USA störte kein Ort, der auch Grenze darstellt, den Willen des Fortschritts. *No Sense of Place*. Die indigene Kultur wurde ausradiert, deren Reste, die Reservate, sind zumeist Spielhöllen oder wie Cheyenne in den Smoky Mountains nördlich von Atlanta eher peinliche Freilichtmuseen, in denen depressiv wirkende Ureinwohner für Touristen das Leben ihrer Vorfahren nachstellen.

Welch anderes Bild bietet da Europa! Wenn Sie vor die Türe des Regierungsgebäudes in Triest treten, werden Sie mit Kultur konfrontiert, mit Geschichte, mit Tradition, mit Konflikten. Und das in jener Stadt, die Karl Marx als *Stadt ohne Geschichte* gelobt hat!

Wenn Sie nur wenige Kilometer – egal in welche Richtung – zurücklegen, werden Sie mit Gegensätzen konfrontiert. Am Festland in kurzer Distanz mit zwei weiteren Nationen – Slowenien und Kroatien, mit Venedig, mit der spröden unnahbaren Schönheit des Karst und: mit einer Vielzahl unterschiedlichster Dialekte, mit der Vielfalt von Orten und Lebensarten.

Das ist Europa! Eine Einheit, die sich als Vielfalt darstellt. Europa, das ist die Welt, die viele Sprach-Welten in sich vereint. Polyphonie.

An der Universitätsklinik von Florenz wurde übrigens in den 1980er Jahren ein interessantes neurologisches Phänomen festgestellt: Amerikanische Touristinnen erlitten in signifikant hohem Maße in Florenz Nervenzusammenbrüche. Die Neurologen und Psychologen der Uniklinik führten das auf einen Kulturschock zurück ...

Allerdings: Das *Empire* schlägt zurück. Mit den Umbrüchen im ehemaligen Ostblock ist eine *Doppelmasse*-Funktion außer Kraft gesetzt, die – wie Canetti meinte – das 2. Jahrtausend in Europa friedlich hat ausklingen lassen. Der Streit der Zwillingsformen Kapitalismus und Sozialismus scheint entschieden: Turbokapitalismus bestimmt in weiten Teilen die Welt. Ungleichzeitigkeiten werden in *real time* in den Rechenzentren der Börsen der Profitmaximierung geopfert.

Auch in Europa nimmt die Zahl der Nicht-Orte zu. In Ballungszentren bzw. an der Peripherie von Ballungszentren nehmen diese Nicht-Orte beinahe schon überhand. Einkaufszentren "umzingeln" nicht nur Prag, Wien, Ljubljana oder Paris, beinahe jede Provinzstadt wird von den Segnungen der unbegrenzten Konsummöglichkeiten bedrängt. Die historischen Zentren verlieren ihre Bedeutung als Lebensräume und Orte der gesellschaftlichen Praxis.

Die dalmatinischen Weinbauern versorgen sich mit importiertem *Aceto balsamico* von Billa und verlernen es, ihren eigenen Essig herzustellen. Kärntner Bauern kaufen Eier bei Hofer und das Fleisch bei Merkur. Und selbst in den Fischhallen von Chioggia werden Produkte von Nordsee gehandelt...

2.

Wenn man sich den – medial wahrnehmbaren – Zustand Europas in jüngster Zeit vor Augen hält, kommt man unweigerlich zu einem Schluss: die alten Propheten der Apokalypse haben Recht behalten. Der *Untergang des Abendlandes* scheint nur mehr eine Frage der Zeit zu sein.

Und tatsächlich hat es den Anschein, als würde Oswald Spengler von diesen Tagen sprechen, wenn er in seinem umstrittenen Untergangsszenario ein Schlusskapitel zivilisatorischer Entwicklung dann erreicht sieht, wenn der fruchtbare Antagonismus zwischen Peripherie und Metropole außer Kraft gesetzt ist. Die Verstädterung der Kultur läutet ihren Untergang ein. Der Steinkoloss "Weltstadt" ist – so Spengler – jener Moloch, der Kultur in der Erstarrung des Gewordenen fixiert, zwar Veränderung, aber keinerlei Entwicklung mehr zulässt. Nicht mehr Individuen, sondern die Masse prägen die absolute Stadt, die für Spengler die Todessymbolik des endgültig Gewordenen enthält. Das neue Nomadentum der Weltstädte, die Masse ist – meint Spengler – das Ende, das absolute Nichts.

Auch die unsere Zeit prägende Vorherrschaft der Massenmedien und des Geldes hat der alte Meister des Kulturpessimismus vorhergesehen. Wenn wir heute vom Informationszeitalter und der Mediatisierung unserer Gesellschaft sprechen, hat das Spengler bereits vor beinahe 100 Jahren intuiert. Für ihn lässt das Trommelfeuer von Sätzen, Schlagworten, Standpunkten, Szenen, Gefühlen, Tag für Tag, Jahr für Jahr jedes Ich zur bloßen Funktion eines ungeheuren geistigen Etwas werden. *Leviathan* scheint *Behemoth* endgültig überwunden zu haben.

Nicht ganz hundert Jahre später wird der Amerikaner Neil Postman unter dem Titel *Wir amüsieren uns zu Tode* einen ähnlichen Befund abgeben, leicht lesbar und eher populärwissenschaftlich. Komplexer in ihrer Argumentation und wissenschaftshistorisch relevanter, ähnlich kulturpessimistisch und kapitalismuskritisch sind die Diagnosen von Adorno/Horkheimer, Marcuse oder Günther Anders bis zu den Denkern der Postmoderne wie Foucault oder Baudrillard. Der "Tod des Subjekts" tritt ein, sobald der Mensch als Zubehör der Lage aufgefasst und jede Idee – und somit auch die kulturellen Hervorbringungen – zunächst in Geld gedacht wird. In einer unheiligen Allianz popularisieren die Massenmedien das Verschwinden des Menschen hinter Funktionen und in der Masse.

Um noch ein wenig im Kulturpessimismus zu schwelgen: In seinem Epilog zur Kulturgeschichte der Neuzeit entwirft Egon Friedell ein Bild unserer Wirklichkeit, das Baudrillard mit dem Begriff Simulakrum oder Anders mit der Feststellung der Welt als Phantom und Matrize Jahrzehnte später und angesichts einer sich konkret abzeichnenden Medienverfassung zeichnen. "Es gibt keine Realitäten mehr, sondern nur noch Apparate: eine Welt von Automaten, ersonnen im Gehirn eines boshaften und wahnsinnigen Doktor Mirakel. Es gibt auch keine Ware mehr, sondern nur noch Reklame, der wertvollste Artikel ist der am wirksamsten angepriesene: in dessen Reklame das meiste Kapitel investiert wurde."1 Als hätte Rosser Reeves, der "Erfinder" der Unique Selling Proposition (USP), Friedell rezipiert und seine Schreckensvision zynisch Wirklichkeit werden lassen. Auch hinsichtlich der Rolle der Wirtschaft kommt Friedell zu ähnlich negativen Einschätzungen wie Spengler – oder auch Martin Buber: Die Wirtschaft wäre Selbstzweck und Lebensinhalt geworden, was zu Lasten der Seele in den sozialen Beziehungen ginge, die Mechanisierung der Arbeit ermöglichen und den Arbeiter zum auswechselbaren Maschinenbestandteil machen würde. Man denke in diesem Zusammenhang zum Beispiel an den – doch eher zynischen – Begriff "Humankapital", der nachgerade schmerzhaft jenen von "Menschenmaterial" anklingen lässt.

Friedell lässt seinen Epilog mit fünf Szenarien ausklingen, die das Schicksal des Abendlandes bestimmen können. Vier der fünf Möglichkeiten stellen sich als

¹ Friedell, Egon, Kulturgeschichte der Neuzeit, 2 Bde., 4. Aufl., München 1983, 1513.

Alternativen dar, die zwischen Amerikanismus und Bolschewismus schwanken. Wobei der Bolschewismus mittlerweile keine reale Option mehr ist, bleiben nur mehr zwei mit dem Amerikanismus verbundene sowie als eine weitere Eventualität: das Chaos. Und obwohl Friedell es ausschließt, dass eine der fünf Möglichkeiten wirklich werden könnte, weil die Weltgeschichte keine Gleichung ist, scheinen mir doch die verbliebenen drei Eventualitäten heute tendenziell näher als von Friedell prognostiziert.

Der Tod des Menschen als Abschied vom Menschenideal des Humanismus aufgrund der Mediatisierung der Gesellschaft scheint durch den Masseneremiten verwirklicht worden zu sein. Die Reduktion des Wertekanons auf den Mehrwert, die völlige Ökonomisierung aller Facetten unserer Kultur und die Homogenisierung sowie Unifizierung der meisten Bereiche unseres Lebens sind nicht zu leugnen. Ebenso wenig ist zu übersehen, dass die Urbanisierung unserer Kultur sehr weit fortgeschritten und der Antagonismus zwischen Land und Stadt weitestgehend außer Kraft gesetzt ist.

Der fruchtbare Widerstreit von Erde und Welt (Heidegger) ist für Welt ausgegangen. Wobei Erde in dem Zusammenhang als Konkretheit des Ortes zu verstehen ist, als Konkretion menschlichen Tuns. Dieses Tun stößt stets an Grenzen, überwindet diese Grenzen, um erneut an Grenzen des Machbaren zu stoßen: als Entwurf immer wieder neu zu denkender Daseinsmöglichkeiten.

Im Italienischen und Slowenischen lässt sich dies wörtlich verstehen. Die "Wörtlichkeit" pointiert den grundlegenden Antagonismus: Erde ist zemlja (w) im Slowenischen, la terra im Italienschen. Welt ist männlich: svet slowenisch, il mondo italienisch. Welt ist die Sphäre des Projekts, Dimension der Kalkulation, Computation. Grenzen verweisen hier auf keine neuen Möglichkeiten, sondern bedeuten scheitern. Nicht länger con-finium, sondern finis.

Um es mit Habermas zu unterstreichen: das Wechselspiel zwischen *System und Lebenswelt*, jenen beiden Weisen der Wahrnehmung von Gesellschaft durch die Einzelnen, hat sich stark zugunsten des systemischen und kodifizierten Bereichs verschoben. Wobei hier "System" dem Heidegger'schen Welt-Begriff, Lebenswelt der "Erde" konnotiert. Bei Spengler wären es wohl Zentrum und Peripherie.

Die Aufhebung des Antagonismus von Zentrum und Peripherie hat sich den Menschen verinnerlicht. Der Vorgang der *inneren Kolonisation* – wie ihn Habermas nennt – hat den Menschen Lebenswelt abgerungen, ihnen für die Preis-

gabe von Autonomie Gratifikationen verheißen, die nun zu einem Gutteil nur mehr schwer zu erbringen sind. Denken wir nur an die budgetären Nöte im Sozial- oder Bildungswesen; ganz zu schweigen von der Kultur!

3.

Europa neu denken... Europa neu denken, muss heute vor allem bedeuten, gerade diese kulturelle Vielfalt zu hegen und zu pflegen. Während die Experten aus dem Bereich der Wirtschaft im Sinne der Kostenreduktion möglichst große homogene Wirtschaftsräume herstellen möchten, muss die Kultur auf Ungleichzeitigkeit bestehen.

Mit Ungleichzeitigkeit meinte Ernst Bloch einen zivilisatorischen Zustand, in dem innerhalb einer Gesellschaft – in seinem Fall die des Deutschlands der Weimarer Republik – vorindustrielle Lebensformen und Produktionsweisen parallel zu industriell-kapitalistischen existieren. Laut Bloch war diese Ungleichzeitigkeit noch bis in die 1970er Jahre in Europa – besonders ausgeprägt aber in Deutschland und Italien – feststellbar, weil der Kapitalismus mit Verspätung zur Wirkung gelangte.

"Städte wie Florenz oder Modena oder Ravenna haben eine wunderbare Architektur erhalten, der Kapitalismus hat nicht alles eingeebnet, weil dieses Land zu spät in den Kapitalismus eintrat. (…) Also, es steckt auch ein Plus drin in dieser Ungleichzeitigkeit: Sie hat das Multiversum erzeugt, das es in Italien oder Deutschland gab."²

Diese Ungleichzeitigkeit hat Welten bewahrt. Welten, die sich als Sprach- und Erfahrungswelten realisierten. Diese Diagnose trifft auch Pasolini in seinen *Freibeuterschriften*. Für ihn beginnt die Homogenisierung der italienischen Kulturen mit dem Faschismus und wird vom Kapitalismus perfektioniert. Die Konsumzivilisation im Verbund mit der Kulturindustrie vollendet nach Pasolini das Werk der zerstörerischen Homogenisierung, wodurch Welten und Weltbezüge verloren gehen. "Die Gitarre des Dialekts verliert mit jedem Tag eine Saite mehr", hält Pasolini³ fest, um damit den Verlust von Wirklichkeiten, von Wirklichkeits-

² Bloch, Ernst, Gespräch über Ungleichzeitigkeit, in: Hans Magnus Enzensberger u.a. (Hrsg.), *Kursbuch 39 (Provinz)*, Berlin 1975, 8.

³ Pasolini, Pier Paolo, Freibeuterschriften. Die Zerstörung der Kultur des Einzelnen durch die Konsumgesellschaft, Berlin 1982, 107.

möglichkeiten zu beklagen. Und damit wird den Menschen ihre Lebenssituation krisenhaft, weil mit der Verleugnung der Sprache der Verlust des Vertrauens in die eigenen Werte und letztendlich: die Verleugnung dieser Werte einhergehen.

Im deutschen Sprachraum waren es in den späten 1970er Jahren Kommunikationswissenschafter wie Will Teichert oder Franz Ronneberger, die die *Region als publizistische Aufgabe* und somit als Herausforderung für die Politik in das Zentrum der "Kommunikationsraum-Diskussion" stellten. Die kulturelle Eigenart galt dabei als wesentliches Moment, das den Menschen in einer immer komplexer und intransparenter wahrgenommenen Gesellschaft Verhaltenssicherheit gewährleisten kann.

Vor Ort konkretisiert sich zwischenmenschliches Handeln. Dieses Handeln ist stets eingebettet in einen von Traditionen und sozialen Gegebenheiten geprägten Kontext. Am Ort entscheidet sich die Werthaltigkeit von Entscheidungen, die zumeist jenseits der konkreten lebensweltlichen Realität der Betroffenen gefällt werden. Verrechtlichung, Ökonomisierung und Bürokratisierung realisieren ein *Empire* der statistischen Wahrscheinlichkeiten. Die Menschen leben aber die *Multitude* von Einzelschicksalen und Werten, die in der je spezifischen Lebenswelt auf ihre Anwendbarkeit hin überprüft werden. Diese *Multitude* generiert im weiten Raum der globalen Werterelativität Werte, die tatsächlich gelebt werden.

Und genau diese Werte generierende Funktion gelebter Kulturen ist das größte Potenzial der Ungleichzeitigkeit. Erst wenn die Vielfalt von möglichen Lebenswelten ihren je kulturellen Ausdruck findet, kann Europa als Vielfalt in der Einheit funktionieren. Und Europa kann als solche Einheit nur als Wertegemeinschaft gedacht werden. Als Werte-Makrokosmos, in dem sich die vielfältigsten und unterschiedlichsten Mikrokosmen als Möglichkeit von Aisthesis im Sinne von Martha Nussbaum sammeln. Denn nur über Aisthesis lassen sich normative Fragen in konkreten Situationen beantworten, weil diese Form der Wahrnehmung im wörtlichen Sinn von Aisthesis die Anwendung von Regeln ebenso ermöglicht, wie die Regelveränderung angesichts geänderter Situationsbeschreibungen.

Europa neu gedacht, muss ein Europa der Werte und der Wertevielfalt sein, die die Vielzahl von unterschiedlichen Weltzugängen fordert und fördert. Die aktuelle Krise Europas ist meines Erachtens weniger eine wirtschaftliche, sondern viel mehr eine Krise der Werte. Die ökonomisch-systemische Homogenisierung trifft an die Grenzen lebensweltlicher Daseinserfahrungen. Denn die Gratifikationen, die den Prozess der inneren Kolonisation ermöglichen und das heißt: die die Menschen lebensweltliche Autonomie an das kodifizierte System abtreten lassen, können nach wirtschaftlichen Kriterien nicht mehr gewährt werden.

Die kulturelle Vielfalt und die vielfältigsten Sprach-Welten, die sich in Folge der Ungleichzeitigkeit bewahrt haben, sind kreatives Potenzial, durch das Europa neu gedacht werden kann.

Endgültig Schluss mit dem Kulturpessimismus! Es gibt auch Leben neben dem Empire. Es gibt das, was Michael Hardt und Toni Negri als *Multitude* bezeichnen. Es gibt jenen kulturellen Untergrund, in dem Europa sich bewahrt, in dem Europa als Vielfalt erfahren werden kann, als Welt, innerhalb derer viele Welten Platz haben. Es gibt die – so genannten – "kleinen" Kulturen: Mikrokosmen, die den europäischen Makrokosmos lebenswert und lebendig erhalten. Allein im Umland von Triest, hier im istrischen Mikrokosmos, haben sich unzählige Welten en detail erhalten.

Auswahlliteratur

Günther Anders, Die Antiquiertheit des Menschen. Band I: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution, München 1983.

Jean Baudrillard, Amerika, München 1987.

Ernst Bloch, Gespräch über Ungleichzeitigkeit, in: Hans Magnus Enzensberger u.a. (Hrsg.), *Kursbuch* 39 (*Provinz*), Berlin 1975, 1–9.

Elias Canetti, Masse und Macht, Zürich 1983.

Egon Friedell, Kulturgeschichte der Neuzeit, 2 Bde., 4. Aufl., München 1983.

Jürgen Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bde., Frankfurt am Main 1988.

Michael Hardt / Antonio Negri, Empire. Die neue Weltordnung, Frankfurt am Main 2003.

Martin Heidegger, Holzwege, Frankfurt am Main 1980.

Pier Paolo Pasolini, Freibeuterschriften. Die Zerstörung der Kultur des Einzelnen durch die Konsumgesellschaft, Berlin 1982.

Franz Ronnberger, Kommunikationspolitik als Gesellschaftspolitik, Mainz 1980.

Oswald Spengler, Der Untergang des Abendlandes, 8. Aufl., München 1986.

Will Teichert, Die Region als publizistische Aufgabe. Ursachen, Fallstudien, Befunde, Hamburg 1982.

Pensé l'Europa da nuef – Europa neu denken I Ladins dla Dolomites – Die Dolomitenladiner

RUT BERNARDI

Im Zuge der Globalisierung haben sich seit etwa 20 Jahren die Grenzen Europas verschoben oder aufgelöst. Durch diese Neuordnung schwindet die Bedeutung der Nationalstaaten mehr und mehr und im Gegenzug werden die Regionen wieder entdeckt und aufgewertet. Folgerichtig startete im Januar 2009 an der *Repartizion Ladina /* Ladinischen Abteilung der Fakultät für Bildungswissenschaften der Freien Universität Bozen das Projekt "Geschichte der ladinischen Literatur". Die Verfasserin dieses Artikels arbeitet unter der Leitung von Prof. Paul Videsott für die Erstellung einer ersten möglichst vollständigen bio- und bibliographischen Bestandsaufnahme der ladinischen Autoren und Werke der fünf historischen Talschaften der brixnerisch-tirolerischen Ladinia in den Dolomiten seit Beginn des ladinischen Schrifttums.

Bekanntermaßen sind regionale Literaturgeschichtsschreibungen immer auch Kulturgeschichtsschreibungen einer sprachlichen und/oder kulturellen geographischen Einheit und berücksichtigen somit vor allem am Beginn der Verschriftung einer weniger verbreiteten Sprache auch außerliterarische Aufzeichnungen wie z.B. religiöse, historische und andere Texte.

Dieser Trend, hin zur Neuaufwertung regionaler Territorien, die oft nicht politisch, sondern sprachlich und/oder kulturell zusammenhängen oder gehören, ermöglicht und verlangt von uns de pensé l'Europa da nuef / Europa neu zu denken.

À pa i Ladins arjumà la ferata? – Haben die Ladiner den Zug verpasst?

Die Ladiner? Wer sind die Ladiner? Woher kommen sie? Wo waren sie und wo sind sie heute verblieben? Was machen sie heute? Welche ist, oder sind ihre Sprachen? Haben sie eine Literatur?

N con dla rujeneda ladina: Ulà viv pa i Ladins? – Sprachliche Standortbestimmung: Wo leben die Ladiner?

Mit der Eroberung der Alpentäler durch Drusus und Tiberius, die Stiefsöhne Augustus, beginnt die rätoromanische Sprachgeschichte. Aus den Varianten der rätischen Sprachen (Substrat) und dem herbeigeführten Vulgärlatein (Superstrat) entwickelten sich seit etwa 15 v. Chr. die verschiedenen rätoromanischen Idiome im gesamten Alpenraum, die sich in abgelegenen Tälern bis heute erhalten haben. Der Görzer Sprachwissenschaftler Graziadio Isaia Ascoli (1829–1907) fasste erstmals diese Alpenidiome unter dem gemeinsamen Oberbegriff "Ladino" zusammen. Er erkannte, dass es im Alpenbogen, von Graubünden bis Friaul, Sprachen bzw. Idiome gibt, die gemeinsame Merkmale aufweisen in einer Kombination, die sie deutlich von den norditalienischen Dialekten unterscheiden. Die ladinischen (oder rätoromanischen) Idiome bilden demnach eine eigene Sprachfamilie. Das Rätische ist laut dem letzten Stand der Forschung eine nordetruskische Sprache. Im heutigen Ladinisch haben wir noch an die 10 bis 15 Prozent rätischer Wörter wie z.B. das Wort für Berg, Fels: *crëp*, Frühling: *ansciuda*, Sahne: *brama*, Legföhre: *barantl* oder Weg: *troi*.

La ijules retorumances ncuei - Die rätoromanischen Sprachinseln heute

Als Rätoromanisch wird heute erachtet: **Graubünden** (CH): Bündnerromanisch = Rumanc: Sursilvan und Sutsilvan (Vorder- und Hinterrheintal), Surmiran (Albulatal und Oberhalbstein), Ladinisch = Ladin: Puter (Oberengadin), Vallader (Unterengadin und Münstertal) > an die 60.000 Sprecher; **Dolomitentäler/Ladinien** (I): Dolomitenladinisch = Ladin: Provinz Bozen: Gherdëina (Grödental), Badiot y Mareo (Gadertal und Enneberg), Provinz Trient: Fascian (Fassatal), Provinz Belluno: Fodom (Buchenstein), Ampezan (Cortina d'Ampezzo) > an die 35.000 Sprecher; **Friaul** (I): Friaulisch = Furlan in unterschiedlichen Varianten > an die 700.000 Sprecher.

I idioms ladins dla Dolomites ncuei - Die dolomitenladinischen Idiome heute

Die politische und administrative Dreiteilung Ladiniens: Drei Provinzen (Bozen, Trient, Belluno) und zwei Regionen (Trentino-Südtirol, Veneto).



Abb. Online, Self-drawn by Hanno (14. September 2011): Map of the distribution of the Ladin language (http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Ladin.png?uselang=de#file).

La merches tipiches dl ladin – Die typischen Merkmale der ladinischen Sprache

Das Dolomitenladinische weist gemeinsam mit dem Rumantsch und dem Furlan folgende Sprachmerkmale auf:

- 1. Die Palatalisierung des lateinischen C und G vor A zu *cia-* und *gia-:* z.B. in den Wörtern *ciasa* (Haus) oder *giat* (Katze). Diese Eigenheit wird von allen Sprachforschern als eines der wesentlichen Merkmale des Dolomitenladinischen anerkannt.
- 2. Die Beibehaltung der lateinischen Konsonantenkombination mit "L" in den Formen PL, BL, FL, CL und GL, z.B. in den Wörtern *plajëi* (< PLACERE) oder *fle* (< FLATU(M)).
- 3. Die Diphthongierung der langen lateinischen Vokale "E" und "O" in freier Silbe, z.B. in FOLIA(M), das im Ladinischen zu *fueia* wird, oder in FOCU(M), das zu *fuech* wird.
- 4. Die Vokalquantität, d.h. das Auftreten von langen und kurzen Vokalen, wodurch sich bestimmte ähnlich klingende Wortpaare unterscheiden: z.B. *ros* (Braun) rôs (Rohre). Diese Unterscheidung ist vor allem für das Gadertalische typisch, das zu diesem Zweck auch die Verwendung des Zirkumflexes vorsieht.

- 5. Der Rotazismus, d.h. der Wandel des intervokalischen "I" zu "r". Dieses Merkmal ist auf das Gadertalische und Ampezzanische beschränkt, z.B. in poresc (< POLLICE(M)) oder scora (< SCHOLA(M)).
- 6. Der sigmatische Plural: das Rätoromanische bildet den Plural auf -s: Italienisch: cane > cani (Hund), Rätoromanische: cian > cians. Wir haben rätoromanische Idiome, die ausschließlich den -s Plural haben und einige, die auch den -i Plural haben: z.B. Grödnerisch: ann > ani (Jahr).

La codificazion dla rujeneda ladina – Die Kodifizierung der ladinischen Sprache

Die ältesten derzeit bekannten ladinischen Texte sind administrativen Inhalts und stammen aus dem Umfeld der Kanzlei des Brixner Fürstbischofs, der damals auch direkter Landesherr der drei ladinischen Gerichte Tor/Thurn an der Gader, Fascia/Evas und Fodom/Buchenstein war. Bei diesen ladinischen Texten aus den Jahren 1631, 1632 und 1703-1710 handelt es sich um Proclami. Ausrufungen bzw. Bekanntmachungen an die Bevölkerung: 1631 anlässlich des Kirchweihfestes von S. Jan/S. Giovanni bei Vich/Vigo, dem Gerichtsort der Fassaner: Proclama per la sagra di s. Zuane d'Anno 1631. Der gesamte Text umfasst im Original 35 Zeilen. Der Erlass von 1632 ist länger und aussagestärker und stammt aus dem Dreißigjährigen Krieg mit der Bitte des Brixner Fürstbischofs Wilhelm von Welsberg an seine Untertanen in den Gerichtsbezirken. Fassa, Vinaulonch (Buchenstein) und Torre del Gader (Thurn an der Gader) um eine Contribution (Abgabe). Das Proclama von 1703-1710 stammt aus den ersten Jahren der Regierungszeit des Brixner Fürstbischofs Kaspar Ignaz von Künigl (1703–1747) und ist an die bischöflichen Untertanen des Gerichtes Thurn an der Gader gerichtet. Diese cridati, Proklamationen, wurden auf den Dorfplätzen in den ladinischen Tälern durch einen beauftragten Vertreter der Obrigkeit ausgerufen.1

¹ Vgl. Ghetta/Plangg 1987, 281-293.

La prima gramatica ladina – Die erste ladinische Grammatik

Bis vor einigen Jahren galt das Werk *Versuch einer Deütsch=Ladinischen Sprachlehre* aus dem Jahre 1833 des Geistlichen Nikolaus Bacher (Micurà de Rü) aus S. Ćiascian/St. Kassian im Gadertal als die erste dolomitenladinische Grammatik. Doch im Rahmen des Projektes "Geschichte der ladinischen Literatur" wurde 2009 von Prof. Videsott die verschollene ladinischen Grammatik *Versuch zu einer Grammatik der Grödner Mundart / Per na Gramatica döl Lading de Gerdöna* von Josef David Insam aus Sëlva/Wolkenstein in Gröden aus dem Jahre um 1806 an der Universität Krakau ausfindig gemacht. Die Grammatik von Insam (Veröffentlichung ist in Vorbereitung) blieb, ebenso wie jene von Micurà de Rü (bis 1995), Manuskript und somit den Wissenschaftlern, die sich mit dem Ladinischen beschäftigten, unbekannt.

N ladin scrit unificà – Eine ladinische Einheitsschriftsprache: Ladin Dolomitan (LD)

Unter der Schirmherrschaft ladinischer Kulturinstitutionen wurden ab 1994 im wissenschaftlichen Sprachplanungsprojekt *SPELL (Servisc de planificazion y elaborazion dl lingaz ladin)* die fünf bzw. sechs dolomitenladinischen Schriftvarianten, die es seit etwa 200 Jahren gibt, schriftlich vereinheitlicht. Es wurde nach den wissenschaftlich fundierten Richtlinien für die Ausarbeitung einer ladinischen Einheitsschriftsprache des Züricher Professors Heinrich Schmid gearbeitet. 1998 erschien die *Wegleitung für den Aufbau einer gemeinsamen Schriftsprache der Dolomitenladiner,* der 2001 und 2002 eine Grammatik und ein Wörterbuch folgten.

Die Hauptkriterien des Ladin Dolomitan:

- 1. Das Mehrheitsprinzip
- 2. Die Regelmäßigkeit
- 3. Die höchstmögliche Funktionalität
- 4. Das Verständnis
- 5. Die Akzeptanz
- 6. Die Originalität

La maiuranza – Das Mehrheitsprinzip

Gader- tal	Gröden	Fassatal	Buchen- stein	Am- pezzo	Prinzip	LD	Deutsch
forfesc	forfesc	forfesc	forfesc	forfesc	5:0	forfesc	Schere
cinch	cinch	cinch	cinch	zinche	4:1	cinch	fünf
plen/pl ëgn	plën	pien	plen	pien	3:2	plen	voll
sedesc	sëidesc	seidesc	sëdesc	sedesc	2:3> -ei- Orig.	sei- desc	sech- zehn
surt	sëurt	sort	sourt	sordo	2:1:1:1> -ou-Orig.	sourt	taub
cör	cuer	cher/cör	cuor	cuore	2:2:1:1	cuer	Herz
soni	patac	pomes de tera	scianscioni	pestorte	1:1:1:1:1	Vor- schlag : patac/ soni	Kartof- feln
dilan/ giulan/ iolan	de gra	velpai/ telpai	grazie/ diotelpaie	gramarzé	1:1:1:1:1	Vor- schlag : dilan	Danke
Futter- haus	Zimmer	Haus/ Wohnung	Futterhaus	Hürde/ Pferch	2:1:1:1	majon	

La leteratura ladina – Die ladinische Literatur

Die zum Großteil auf Deutsch aufgezeichneten ladinischen Sagen (*lijëndes*) sind inhaltlich das älteste Denkmal von literarischer Qualität, das Ladinien aufweisen kann. Karl Felix Wolff hat Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts (1. Ausgabe 1913 "Die Dolomitensagen") diese Sagen in der Tradition der Gebrüder Grimm gesammelt und ziemlich frei interpretiert. Die Dolomitensagen lieferten den Ladinern, und darin liegt ihre eigentliche Bedeutsamkeit, ein Erklärungsmodell "von der Entstehung der Welt, vom Werden göttlicher Schöpfung und menschlicher Ordnung, und schließlich von der Vergangenheit für die Jetztzeit"². Ausschlaggebend ist ihr Wert als heuristisches Interpretationsmodell der Wirklichkeit in mythischer Sichtweise. Ein aktuelles Beispiel dafür hat Anita Pichler in *Die Frauen von Fanis*³ geliefert.

Doch wie steht es mit den ersten ladinischen Texten? In den Dolomiten hat der Protestantismus nicht wie in Graubünden Fuß gefasst, somit fehlte der Religionsstreit und mit ihm die Triebfeder für eine Verschriftung des Ladinischen. In Graubünden gibt es schon im 16. Jahrhundert die ersten religiösen Texte auf Romanisch als Resultat des Wettstreits zwischen dem protestantischen Engadin und der katholischen Surselva, dem Vorderrheintal.

Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts werden in allen fünf dolomitenladinischen Tälern erste zaghafte Versuche unternommen, schöngeistiges Schrifttum in der Muttersprache zu verfassen. Es ist ein Freund von Josef David Insam, und zwar der Organist Matthäus Ploner (1770–1845) aus Urtijëi/St.Ulrich, der den Anfang der ladinischen Literatur macht. Von ihm sind vor allem zwei erstaunlich gut verfasste und für die Zeit recht bissige und kraftvolle Gedichte bekannt: La Vedla Muta (Das alte Mädchen = Die Jungfer) um 1800 und L vedl Mut (Der alte Bursche = Der Junggeselle) 1828.

Mittlerweile kennen wir jedoch aus dieser frühen Zeit auch ladinische Gedichte auf Buchensteinisch und auf Gadertalisch des Buchensteiners Jan Francësch Pezzei (1765–1819), von denen einige im Rahmen des Projektes "Dolomitenladinische Literaturgeschichte" ans Licht kamen. Auf Buchensteinisch haben wir ein kleines Manuskript, das die frühe Jahreszahl 1805 trägt. Die

² Val. Kindl 1997, 175.

³ Pichler: Vallazza 1992.

Verse im Paarreim wurden für einen Knaben, Thomes mit Namen (Camploj ist verbessert zu Tolpei), der Priester werden sollte, verfasst. Wir vermuten, dass es sich um Verse des Geistlichen Jan Francësch Pezzei handelt, der zu jener Zeit erst kurz als Seelsorger in La Val/Wengen im Gadertal wirkte. Die ersten Texte mit literarischem Anspruch auf Gadertalisch sind sechs Schulschlussgedichte aus dem Jahre 1819 ebenfalls von Pezzei, der immer noch in La Val/Wengen weilte.

Die ersten Texte auf Fassanisch wurden in Prosa geschrieben. Es handelt sich um ein Gespräch von 1812 zwischen einigen Kindern aus Soraga und einem Mineraliensammler, wiedergegeben in einem Brief des Domherrn Giovanni Battista Giuliani (1766–1844).

Am Beginn der ampezzanischen Literatur haben wir 1844 die lange und lustige Satire Lode masciza che sempre val adatada in ogni tempo ara Banca Comunal (Großes immerwährendes Lob, das dem Gemeindeausschuss jederzeit angemessen ist) von Joani Gregorio Demenego (1821–1867). Sie gibt uns einen soziologischen Einblick in den Mikrokosmos von Anpezo/Ampezzo.

Unbestreitbar ist die Tatsache, dass alle frühen Schriftzeugnisse aus den Dolomitentälern, unabhängig von ihrem literarischen Anspruch, für die Kultur- und Sprachwissenschaft von größter Bedeutung sind. Sie geben uns teilweise Auskunft, wie die bäuerliche Bevölkerung der ladinischen Täler vor 100 bis 200 Jahren gelebt und gedacht hat. Andererseits dokumentieren sie einen Sprachstand, der im Ladinischen aufgrund des Fehlens einer retardierend wirkenden schriftlichen Norm zum Teil erheblich vom heutigen abweichen kann.

Die auf Ladinisch verfassten literarischen Texte nehmen ab der Mitte des 19. Jahrhunderts zwar rapide zu, doch der erste Beweggrund für das Verfassen von ladinischen Texten blieb noch lange Zeit religiöser und moralisch-erzieherischer Natur. Es handelt sich hierbei zum größten Teil um Gelegenheitsdichtung, die vor allem mit dem kirchlichen Leben der Bevölkerung zusammenhängt (v.a. Primiz- und Sekundizgedichte). In einigen Fällen erreichen diese Reime aber einen recht hohen Grad an literarischer Ästhetik.

Allein im Fassatal hat sich ein ladinisches Theater aus der Tradition der Commedia dell'Arte einen Weg gebahnt. Von Don Giosef Brunel (1826–1892) aus Soraga kennen wir Burlesken und Farsen, die in *baschìes*, humoristische Theaterstücke, die den Brautleuten am Ausgang der Kirche gespielt werden, und *mascherèdes*, die nach uralter Tradition der lateinischen Komödie im Fasching

als Einakter in Stuben und Gasthäusern aufgeführt werden, unterteilt werden. Fast alleiniger Vertreter der ladinischen Dichter einer so genannten verspäteten Klassik, oder exakter Romantik, ist Angelo Trebo (1862–1888) aus La Pli de Mareo/Enneberg Pfarre. Wir haben heute 27 Gedichte und zwei Theaterstücke von Agno Trebo: Le ciastel dles Stries (Das Hexenschloss) aus dem Jahre 1884 und Le scioz da San Jênn (Der Schatz des Heiligen Johannes). Es sind dies die ersten belegbaren Aufführungen ladinischer Volksstücke im Gadertal. Doch Agno Trebo war ein Poet. Die Gedichte Trebos sind keine Gelegenheits- oder Zufallsgedichte mehr. Er beabsichtigte die ladinische Volkslyrik auf eine höhere Ebene zu heben. Wir finden darin eine starke "psychologische Individualisierung", wie sie das Ladinische noch nicht kannte. Trebos Gedichte sind durchtränkt mit romantischen Themen wie die große Liebe zur Natur, Einsamkeit, Heimweh, Trennung, Liebesschmerz, Schicksalsschläge, Hoffnung und der Tod. Um die Jahrhundertwende ist in Ladinien ein deutlicher kultureller Aufschwung feststellbar: die erste Union Ladina, gegründet 1905 von ladinischen Studenten in Innsbruck im Rahmen des Tiroler Volksbundes, die ersten ladinischen bzw. zweisprachigen Zeitungen L'amik di Ladins (Der Ladinerfreund) 1905 und Der Ladiner 1908 des Grödners Wilhelm Moroder, die jeweils in drei bzw. zwei Nummern erschienen, die Geburt des Calender de Gherdeina von 1911–1912 bzw. des Calënder ladin von 1913-1915 mit zahlreichen Gedichten und Prosatexten, die intensiven kulturellen Aktivitäten für Sprache und Sagenforschung des Fassaners Hugo De Rossi und des Gadertaler Gelehrten und Poeten Jan Batista Alton.

Was sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Ladinien mit talübergreifendem Geist so vielversprechend anbahnte, wurde vom Ersten Weltkrieg, dem Nazifaschismus, der Wirtschaftskrise und schließlich von der Option und dem Zweiten Weltkrieg wieder zunichte gemacht. Erst 1948 erfolgte die Wiederaufnahme der Veröffentlichung des Grödner Jahreskalenders *Calënder de Gherdëina* und 1962 schließlich auch des *Calënder Ladin* für das Gadertal. 1954 wurde von der *Union di Ladins de Gherdëina* (ULG) in Urtijëi/St.Ulrich die *Cësa di Ladins* (das Haus der Ladiner) errichtet, bis heute auch Sitz der *Union Generela di Ladins dla Dolomites*, Dachorganisation der Ladiner aller fünf Talschaften. In der *Cësa di Ladins* ist auch das *Museum de Gherdëina* untergebracht, eine ladinische Fachbibliothek und ein Theatersaal. Das Haus war auch Sitz der ladinischen Wochenzeitschrift *La Usc di Ladins* und von 1994 bis 2001 des

Sprachplanungsprojektes SPELL (Servisc de planificazion y elaborazion dl lingaz ladin).

Die ersten ladinischen literarischen Schritte während und gleich nach dem Zweiten Weltkrieg blieben lange Zeit unbeachtet bzw. "Geheimsache" oder "Privatsache". Bis in die 1960er und sogar 1970er-Jahre hinein musste die dolomitenladinische Literatur ausharren, bis sie, wenigstens in Ladinien ansatzweise zur Kenntnis genommen wurde. Das bis heute existierende Problem des Übersetzungszwangs, um nach Außen verstanden zu werden, hat Nooteboom deutlich erkannt: "Die Literatur eines kleinen Sprachgebietes kann und wird für die Welt ausserhalb dieses Sprachgebietes so lange nicht existieren, wie sie nicht übersetzt ist. [...] Ohne Übersetzer keine Übersetzung, ohne Übersetzung kein Buch. Nein, das geht zu weit. Ohne Übersetzung nur Bücher in Geheimschrift. Eine wunderbare Sache. Problematisch wird es eigentlich erst, wenn Nachfrage nach dieser Literatur einsetzt. Denn dann stellt sich heraus, dass es an einem absolut mangelt: an Übersetzern."⁴

I tlassics danter i autores ladins – Die Klassiker unter den ladinischen Autoren

Max Tosi (1913–1988)



Photo aus: Tosi 1975, 3.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Union di Ladins de Gherdëina.

⁴ Nooteboom 1993, 63.

Max Tosi ist einer der ersten, der mit seinen literarischen Texten auf Grödnerisch den religiösen und folkloristischen Horizont überschreitet. Tosi wurde im Friaul geboren, doch er fühlte sich dem Grödnertal so verbunden, dass er als Leitmotiv im Band *Ciofes da Mont* (1975) diese Zeilen schrieb:

"Tan dë Gherdëina son-s chë mi ana fova bele tlo dan chë son nasciù." "Ich bin so sehr aus Gröden, dass meine Seele schon vor meiner Geburt hier war"

Die Lyrik von Max Tosi eröffnete der ladinischen Literatur zweifelsohne einen neuen Weg. Sie erhob sich auf eine höhere Ebene, die bis dahin noch unbegangen war. Seine Pionierrolle ist heute, trotz damaliger Geringschätzung der Ladiner, unbestritten und er hat einigen ladinischen Schriftstellern Mut gemacht, ihre Muttersprache zu achten und in der Literatur bewusst zu verwenden. Die ladinische Sprache selbst hat durch Max Tosi einen Eigenwert erhalten, mit der man experimentieren und Kunst der Kunst willen gestalten kann, so wie es die Ladiner seit Jahrhunderten mit dem Material Holz praktizieren. Vielleicht konnte das nur ein Nicht-Ladiner den Ladinern beibringen, da man als Muttersprachler in der eigenen Sprache viel zu befangen ist. Max Tosi ist sicher einer der bedeutendsten ladinischen Autoren der Nachkriegszeit. Durch ihn und seine Texte erreichte die ladinische Literatur einen neuen Stellenwert.

Luciano Jellici del Garber (1928–2006)

Nach dem 2. Weltkrieg fanden sich einige rührige Autoren aus Moena zusammen und gründeten 1963 die Zeitschrift *Noša Jent* (Unsere Leute), die erste ladinische Zeitschrift des Tales. Es entwickelte sich eine regelrechte *fojina de scritores* (Schreiberschmiede), die heute als *aishuda fashana* (fassanischer Frühling) bezeichnet wird. Die heute zu den Klassikern der Literatur aus Moena zählenden Autoren des *Grop ladin da Moena*, die so genannten *poec' del mal de ciasa* (Heimwehpoeten), bahnten der "hohen" Literatur den Weg. Der bedeutendste unter diesen Autoren ist sicherlich Luciano Jellici mit seinen zeitlosen und universellen Gedichten, die sich am stärksten von der traditionellen Schreibweise entfernen.

I più i s-ciava la terra⁵

I più i s-ciava la tera zenza 'ntraveder en grop de fior dò na salea. I più i s-ciava la tera.

I più i s-ciava la tera demò, co la furia de na raìsh desmenteada. E i autres. i li sotera.

Die meisten wühlen in der Erde

Die meisten wühlen in der Erde, ohne einen Blumenklumpen zu entdecken, hinter einer Traufe. Die meisten wühlen in der Erde.

Die meisten wühlen in der Erde, mit der Raserei einer vergessenen Wurzel Und die anderen, begraben sie.

Frida Piazza (1922–2011)



Photo von Rut Bernardi

Frida Piazza aus Urtijëi/St.Ulrich in Gröden ist DIE ladinische Schriftstellerin, mit der umfangreichsten literarischen Produktion. Ihre Werke sind zahlreich und reichen von Übersetzungen literarischer Werke aus der Weltliteratur ins

⁵ Vgl. Jellici 1981, 19.

Grödnerische, über populärwissenschaftliche Werke aller Art, Kinderbüchern, sprachwissenschaftlichen Abhandlungen, bis hin zu umfangreichen literarischen Produktionen von Lyrik und Prosa. Frida Piazza hat es geschafft, in ihren literarischen Werken ein literarisches Hochgrödnerisch zu kreieren.

Unter ihren 22 Buchveröffentlichungen auf Grödnerisch finden wir aus dem Jahre 1988 den ersten ladinischen Roman *L nost* (Der Unsere) und aus dem Jahre 2006 die 32 Erzählungen *Ustories. De vivudes, de cuédes ora, sun bandafurnel madurides* (Geschichten. Erlebte, ausgebrütete und auf der Ofenbank gereifte). Eines der unseres Erachtens in jeder Hinsicht gelungensten Gedichte der ladinischen Literatur stammt von Frida Piazza:

La vën, n iëde, la spartida!6

Tla vita, sc' lascià t'à-la eurmei tla jeleda, chi ie pa ch' ne ulëssa no almanco s' semië ch'l abrac trapassënt, tla brujënt' dejidreda ch' la vëines pudëssa de ciaut se ciarië?

. .

ch'l abrac, danz, che n vita ne dones assé, nsci che l pudëss' do l cumià mo t' sciaudé!

Sie kommt, eines Tages, die Trennung!

Wenn dich das Leben nunmehr in eisiger Kälte entlassen hat, wer träumt dann nicht von jener durchdringenden Umarmung des brennenden Verlangens, der die Adern mit Wärme füllen würde?

. . .

jene Umarmung, die du im Leben leider nicht genug schenkst, so dass sie dich nach der Trennung noch wärmen könnte!

⁶ Vgl. Belardi 1985, 142.

Tan da zacan o tan moderna ie pa la leteratura ladina de ncueicundì? – Wie altmodisch oder wie modern ist die ladinische Literatur heute?

Einzelne Werke der modernen ladinischen Literatur können sich heute durchaus mit Werken der ihr umringenden Regionalliteraturen wie jener Südtirols messen. Als Beispiel sei hier die Lyrik von Felix Dapoz (1938, Gadertal) genannt, die stark von der gewohnten, leicht verständlichen und einfachen Sprache der Lyrik der meisten ladinischen Autoren abweicht. Es handelt sich bei Dapoz nicht mehr um gesprochenes, alltägliches Ladinisch, sondern wir haben es hier, ähnlich wie bei Frida Piazza, mit einem erarbeiteten poetischen Hochladinisch zu tun. Die behandelten Themen überschneiden sich zwar vielfach mit jenen anderer ladinischer Autoren – die Natur, der Mensch, die Kunst, die Freundschaft, die Liebe, die Religion, der Tod – doch er verarbeitet sie nicht mehr mit der gleichen Heimatbindung und Heimatverbundenheit wie diese. Dapoz hat sich lyrisch immer mehr von Ladinien gelöst, er lebt heute in Toblach und seine Themen sind universell.

Immer häufiger werden ladinische Werke auch von kommerziellen Verlagen veröffentlicht. Jüngeren Datums ist die Lyrikerin Roberta Dapunt (1970), deren italienische Gedichte u.a. vom Verlagshaus *Einaudi* in Mailand veröffentlicht wurden. Der 2012 auf Ladinisch entstandene und ins Deutsche übersetzte Lyrikzyklus *Nauz* (Futtertrog der Schweine) formal wie inhaltlich auf hohem literarischen Niveau fand letzthin außerhalb Ladiniens großen Anklang.

2011 veröffentlichte der Hermagoras / Mohorjeva Verlang in Klagenfurt *Lirica y prosa da piz a cianton / Lyrik und Prosa kreuz und quer* mit ladinischer Literatur in deutscher Übersetzung von Rut Bernardi (1962). In der Art einer Anthologie werden darin Prosa, Lyrik, Dramatik, Sprachspiele und Essays aus den letzten 20 Jahren vorgestellt. Von Rut Bernardi erschienen bereits 2003 *Gherlandes de sunëc / Sonettenkränze* im Studienverlag Skarabäus in Innsbruck, woraus hier ein Beispiel präsentiert wird, da die Wiederentdeckung und Belebung der mittelalterlichen Gedichtform des Sonettes in den neueren Strömungen der europäischen Literaturentwicklung unübersehbar sind.

Giat7

Nsci che I giat à saurì marendé, S'astiela duc sciche sce I fossa beat, Ti dajan dut I miëur y nce de bon lat, Sautan y besan per bën I cuntenté.

Trueps I à ulù te bela poejies cianté, Baudelaire I à venerà tla sies sul "chat", Pensan a si ëila che I univa bel mat, Nsci che I giat ova suënz saurì fé.

Ma canche I te smiela y sauta sun grëm, Plu degun bur' lecord de sënn ne se tën, L torna y leca y se fej stimé,

Y per n struf desmënces che l ie maladët, Che grant ie n auter y no l bel fret, T'ies tu, bel elafont, l prim tier per mé.

Katze

So, dass die Katze in Ruhe zu Mittag essen kann, / Verhalten sich alle, als ob sie selig wäre, / Ihr das Allerbeste gebend, und auch gute Milch, / Springend und laufend, um sie auch zu befriedigen. / Viele wollten sie in schönen Gedichten besingen, / Baudelaire hat sie in den seinen über den "chat" verehrt, / An seine Frau denkend, dass er fast verrückt wurde, / So, dass die Katze oft leichtes Spiel hatte. / Doch wenn sie dich liebkost und auf den Schoß springt, / Hält keine noch so schlechte Hasserinnerung mehr stand, / Sie schnurrt und leckt und macht sich achten, / Und für eine Weile vergisst du, dass sie schlau ist, / Dass groß ein anderer ist, und nicht die schöne Faule, / Du, schöner Elefant, bist der Erste der Tiere für mich.

⁷ Vgl. Bernardi 2003, 18.

Zwei Sprachspiele von Rut Bernardi⁸:

А	Ë	É	È	1	Ò	Ó	U
c a nche	c ë lel	enes	t e rt	у	C 0	d o i	caj ù
la	nc e	d é	bast e rt	nsci	in ò	id o i	sul
gi a ta	ël	b e l	ch e rda	v i vi	t ò	t o tli	m u dl
mi a ula	fal ë us	ghen e da	ermes	i	c o i	mian o	ad u m
ad a ut	ncant ë ur	m é	p e rete	dis	m o	f o r	c u l
al	che	ciant é	gh e rt	di	m o i	il ó	tendr u m
gi a t	p e r	sem e a	l e rch	mins	d o	n o	chet u m

rut bernardi

la	ie	pa	da	rì 9		Das ist doch zum Lachen
é la n fé te I a	pa ie ne a n cë jì	mé da sà dì di ne do	da tò pa mo o va si	dì y co a no pa pe	jì vo mé	Ich will nur sagen man muss es hinnehmen und gehen man weiß nicht wie es euch noch sagen zu lassen eines Tages oder auch nicht der Kopf geht nicht nur nach dem eignen Fuß
la co y la y	ne ne no ie de	ie sà si mé ne	pa no fi da dì	da ëi da tò no:	rì dì oh	Es ist nicht zum Lachen wenn es weder Sie noch ihr Kind sagen können man muss es halt hinnehmen und kann es nicht abweisen
da	dì	do				muss es NACHSPRECHEN

⁸ Vgl. Aliprandini; Bernardi; Walder 2000, 26. Im Grödnerischen gibt es acht Vokale mit bedeutungsunterscheidender Funktion, Phoneme also. Was die Katzen damit zu tun haben, bleibt dahingestellt und ein ladinisches Geheimnis.

⁹ Vgl. Bernardi 2003, 269.

Abschließend muss hervorgehoben werden, dass die Zeiten für die ladinische Kultur, Sprache und Literatur im Augenblick trotz allem günstig sind, doch weniger verbreitete Sprachen und Literaturen nur schwer aus eigener Kraft überleben können und auf Unterstützung und Subventionen angewiesen sind.

Literaturverzeichnis

Aliprandini, Marco / Bernardi, Rut / Walder, Stefan, Di(e)verse, Trento 2000 (Gedichte. 3-sprachig).

Ascoli, Graziadio Isaia, "Saggi ladini", in: Arch. Glott. It. 1, 1873, 1-556.

Bacher, Nikolaus [Micurà de Rü], "Versuch einer deütsch-ladinischen Sprachlehre", hrsg. u. m. Anmerkungen versehen von Lois Craffonara, in: *Ladinia 19*, 1995 [1833], 3–304.

Belardi, Walter, Antologia della lirica ladina dolomitica, Roma 1985.

Belardi, Walter, *Breve storia della lingua e della letteratura ladina*, San Martin de Tor: Istitut Cultural Ladin Micurá de Rü, 1996 / 2003.

Belardi, Walter, "Max Tosi poeta ladino", in: *Archivio per l'Alto Adige*, 79, 1985 (= Studi Gardenesi XII), 5–33.

Belardi, Walter, *Narrativa Gardenese*, Roma-Urtijëi 1988 (= Biblioteca di ricerche linguistiche e filologiche 21).

Belardi, Walter, *Poeti ladini contemporanei*, Roma: C.N.R.; Dipartimento di Studi Glottoantropologici dell'Università di Roma, La Sapienza 1985 (= Bibl. di ricerche linguistiche e filologiche, 16).

Belardi, Walter, *Profilo storico – politico della Lingua e della letteratura ladina*, Roma 1994 (= Biblioteca di ricerche linguistiche e filologiche, 35).

Bernardi, Rut, *Gherlandes de sunëc / Sonettenkränze*. Mit Audio-CD, Innsbruck 2003 (Mit deutscher Übersetzung).

Bernardi, Rut, Ladinien: ein verlorenes Sprachspiel, in: Simonsen, Beatrice (Hrsg.), *Grenzräume. Eine literarische Landkarte Südtirols*, Bozen 2005, 119–130.

Bernardi, Rut, Letres te n fol / Briefe ins Nichts. Landeck 2003 (Mit deutscher Übersetzung).

Bernardi, Rut, Lyrik und Prosa kreuz und quer / Lirica y prosa da piz a cianton, Klagenfurt 2011 (= Edition Mosaik, 2).

Bernardi, Rut, "Wozu eine ladinische Literatur?", in: Filadrëssa. Kontexte der Südtiroler Literatur, Nr. 5, Bozen 2009, 106–113.

Bernardi, Rut / Videsott, Paul, "Jan Francësch Pezzei (1765–1819). Ein Buchensteiner als Autor der ersten gadertaler Verse", in: *Ladinia* 34, 2010, 187–204.

Bernardi, Rut / Videsott, Paul, "Frühe ladinische Texte aus Col/Colle Santa Lucia", in: *Ladinia* 35, 2011, 123–153.

Craffonara, Lois, "Zur Palatalisierung von CA und GA in den Sellatälern", in: Ladinia 3, 1979, 69–95.

Dapoz, Felix, In Banun, San Martin de Tor: Istitut Cultural Ladin Micurá de Rü, 1982.

Dapunt, Roberta, La terra più del paradiso, Torino, Giulio Einaudi 2008.

Dapunt, Roberta, Nauz, Bozen 2012 (Mit deutscher Übersetzung von Alma Vallazza).

Dolomit. Ein Gipfelbuch. Gedichte von den Dolomiten. Poejies dala Dolomites, hrsg. v. Bernardi, Rut, Landeck 2007.

Eghes, Movimënc tla leteratura ladina d'al dédancö, hrsg. v. Verra, Roland, Wolkenstein 1998.

Ghetta, Frumenzio / Plangg, Guntram A., "Un proclama ladino del 1631 e testi vicini", in: *Mondo Ladino* 11, 3-4, Vich: Ist. Cult. Lad. "Majon di Fascegn", 1987, 281–293.

Jellici, Luciano del Garber, raish desmenteada, Buzàn: Arcoboan Film, 1981.

Kindl, Ulrike, *Kritische Lektüre der Dolomitensagen von Karl Felix Wolff*, Bd.1: *Einzelsagen*, 1983, Bd. 2: *Sagenzyklen* 1997, San Martin de Tor: Istitut Cultural Ladin Micurá de Rü.

Leteratura, Literatura, Letteratura, hrsg. v. Bernardi, Rut / Locher, Elmar / Mall, Sepp, Bozen 1999.

Munarini, Giuseppe, Quadro della letteratura ladina d'Ampezzo. Poesie e prose dall'800 ai giorni nostri con versione italiana, Cortina 1996.

Nooteboom, Cees, "Literatur steht und fällt mit dem Übersetzer", in: *Die Weltwoche,* Nr. 40, 7. Oktober 1993, 63.

Piazza, Frida, L Nost, in: Belardi, Walter (Hrsg.), Narrativa Gardenese, Roma-Urtijëi (= Biblioteca di ricerche linguistiche e filologiche 21), 1988, 15–230.

Piazza, Frida, La udera da la Duleda, Bulsan 1991.

Piazza, Frida, Menizles. Tradujedes de poesies curtes o pertes de poesies de n puë' dut i stii y tempes, Urtijëi 1999 (Übersetzte Gedichte aus der Weltliteratur).

Piazza, Frida, Ustories. De vivudes, de cuédes ora, sun bandafurnel madurides, Bulsan 2006.

Pichler, Anita / Vallazza, Markus, Die Frauen aus Fanis, Innsbruck 1992.

Poeșies de ra noštres, hrsg. v. Dibona, Emanuela / Majoni, Ernesto, Bd. 1-5. Cortina, 1987-1991.

Suani, Carlo (Hrsg.), L'opera poetica di Felix Dapoz. Antologia, Val Badia 2009 (= Rezia, 38).

Tosi, Max, Ciofes da mont, Urtijëi 1975.

Tras forum culturel, Bd. 1-10, Urtijëi/Sëlva, 1994-2003.

Videsott, Paul / Bernardi, Rut, Eine administrative Übersetzung ins Dolomitenladinische aus dem Jahr 1811, in: (Das) diskrete Tatenbuch. Digitale Festschrift für Dieter Kattenbusch zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Köhler, Carola / Tosques, Fabio, Berlin 2012.

Wolff, Karl Felix, Dolomitensagen, 15. Aufl., Innsbruck 1981.

La cucina di una terra plurale e dai confini mobili, tra mare e Carso e tra Mediterraneo ed Europa di Mezzo

Marino Vocci

Trieste sospesa tra mare e Carso, con luoghi ora accarezzati dalla mite e fresca brezza del mare, ora spazzati dagli impetuosi e gelidi refoli della bora, dove echeggia il respiro largo del romanzo e dove si è avvolti dal fascino discreto e quasi sussurrato della poesia:

Un uomo innaffia il suo campo. Poi scende così erta del monte una scaletta, che pare, come avanza, il piede metta nel vuoto. Il mare sterminato è sotto. Ricompare. Si affanna ancora attorno quel ritaglio di terra grigia, ingombra di sterpi, a fiore del sasso. Seduto all'osteria, bevo quest'aspro vino

Trieste con il mare e il suo Carso, un mondo raccontato splendidamente da Umberto Saba in questo frammento della poesia "Contovello".

Una terra che il grande poeta sloveno Srecko Kosovel, rende viva attraverso la sua irrequieta poesia, dove sul Carso: "... tutto è bello e verità ... di grave malinconica bellezza...", "terra di pietre" dove si respira quiete e solitudine e i pini "... tra le sterili pietraie a fatica stanchi sussurrano..." e sembrano volersi ricongiungere con il cielo (Pesem s Kasu-Canto del Carso di Srecko Kosovel). Un microcosmo delicato e complesso, aspro e affascinante, dove nella pietra lavorata e schiva si sente la presenza dell'uomo. Pietra, che Lojze Spacal, nelle sue opere grafiche ha reso universale, con immagini che hanno dato voce a una terra senza voce, a una terra difficile, dove si celebra lo splendido matrimonio tra la natura solare del Mediterraneo e quella severa dell'Europa di Mezzo. Una terra, dura da coltivare ma anche difficile da vivere, che sa essere generosa soprattutto nei luoghi al riparo dai gelidi refoli di bora, dove anche lo sguardo

può liberarsi lungo itinerari da sogno, dove si può godere dei profumi della terra ed essere accarezzati dalla benefica brezza di mare. Doline, piccoli campi coltivati delimitati da muretti di pietra bianca, grotte, trincee, case addossate l'una all'altra con piccole finestre che riparano dai gelidi refoli di bora.

Trieste è stata una città dai confini mobili e con una storia complicata.

A lungo infatti ha rivaleggiato con la vicina Muggia – che come gran parte dell'Istria era territorio della Repubblica di Venezia – per il controllo del mercato del sale, il vero è proprio oro bianco dell'era preindustriale. Poi da piccola cittadina di poco più di cinquemila abitanti a partire dal 1719, quando Carlo V° l'ha proclamata Porto franco, è diventata via via il principale porto dell'Impero asburgico e una grande città europea (nel 1800 gli abitanti saranno circa trentamila, nel 1859 104.707 e nel 1914 oltre duecentoquarantamila). Trieste agli inizi nel 1800 e per un breve periodo ha visto il *remitour* dovuto al passaggio delle truppe napoleoniche. Poi dopo il 1918 è approdata al Regno d'Italia e alla fine della seconda guerra mondiale fino al 1954 è stato Territorio Libero sotto l'amministrazione anglo-americana. Trieste legata intimamente al mare, grazie alle sue attività legate ai viaggi e ai commerci, trae grande benefici dall'apertura del Canale di Suez nel 1869.

Una città che intensifica i suoi rapporti con l'Impero multinazionale degli Asburgo quando nel 1857 viene aperta la Ferrovia meridionale/Sudbahn che la collega a Lubiana, Graz e Vienna: e con l'Istria grazie in particolare ai vaporetti e poi tra il 1902 al 1935 grazie alla ferrovia a scartamento ridotto chiamata Parenzana.

Terra plurale, crocevia delle culture latine, slave e germanice dove, ce lo ricorda spesso anche lo scrittore tedesco/triestino Veit Heinichen, le diversità sono ricchezza e la grande storia e le presenze diverse, hanno lasciato un segno e tracce profonde soprattutto nei dialetti (... remitur, gripa, cisto, spavar...) e nelle pentole.

Trieste quindi grazie alle vie di comunicazione via terra e via mare è un luogo di incontro e di scambio tra mondi vicini e lontani ed anche dei grandi doni della terra e del mare dove il cibo ha svolto e continua a svolgere un ruolo importante e soprattutto ... gustoso. Dove la cultura e civiltà della tavola, quella popolare e quella borghese, quella famigliare e quella delle osterie, quella dei coghi de bordo e quella delle osmice, quella dei buffet e quella delle mussolere, raccontano mille storie diverse.

Storie che sono parte dei riti di uno dei nostri bisogni fondamentali. Dove la cucina tradizionalmente legata alla genuinità, stagionalità e territorialità, non è stata solo alimentazione e quindi sopravvivenza, ma anche piacere e salute, ritualità e convivialità, dono e convivialità e soprattutto identità, memoria e quindi cultura.

Innanzitutto perché il piatto, e cioè un prodotto trasformato, grazie alla sapienzialità del cuoco, diventa un bene culturale. Poi perché la condivisione del cibo in
famiglia, così come insieme agli amici oppure in occasione dei molteplici avvenimenti rituali o sociali (il Natale, il pranzo del giorno della domenica, il matrimonio)
o che seguono gli avvenimenti del mondo agricolo (la maialatura, la vendemmia,
la mietitura) o del mare (la tratta del tonno, che a Trieste si faceva sino al 1954 o
quella dei cefali) mette le persone in relazione. Il dono del cibo getta un ponte tra
noi, e sappiamo quanto questo sia importante proprio oggi che viviamo in una
società atomizzata. Soprattutto perché mangiare insieme (una caratteristica tipica, anche se non esclusiva, delle donne e degli uomini) oltre ad aiutare a a ridurre gli sprechi alimentari (ae sappiamo quanto questo sia importante in particolare oggi), è un piacere e aiuta a sentirsi bene, introduce le persone nella stessa
comunità culturale e rende le persone, parte della stessa cultura.

Nel 1862 Ludwig Andreas Feuerbach, scriveva che esiste un rapporto inscindibile fra psiche e corpo, e che l'uomo è ciò che mangia. Guardando a queste nostre terre plurali oggi possiamo dire che, l'uomo mangia ciò che è e cioè alimenti totalmente ripieni della sua cultura e a questo punto però dovremmo fare anche i complimenti al ... cuoco. Certo pochi avrebbero immaginato che centocinquant'anni dopo, il pensiero del filosofo tedesco, avremmo avuto una conferma scientifica della sua affermazione grazie alla nutrigenomica, la scienza che si occupa di relazioni tra cibo e geni individuali.

Va ricordato poi che la cucina triestina, come gran parte di quelle delle terre di confine, è una cucina che adatta, accosta e rielabora. Questo avveniva in passato e soprattutto a questa cucina mi riferirò in quest'occassione; ma la "gustosa contaminazione" continua però ancora oggi, e questo grazie alle centinaia di Comunità diverse (anche se numericamente esigue) presenti nell'area giuliana che lavorano e studiano in particolare ai numerosi centri di ricerca di livello internazionale presenti a Trieste (Centro di Fisica Teorica, SISSA; Area di ricerca, Sincrotrone, Istituto Geofisico e Astronomico, oltre naturalmente all'Università degli Studi).

Prima della "micro e macro globalizzazione" la cucina triestina era tradizionalmente legata alle stagioni e al territorio. Così dal Golfo di Trieste e dalle coste istriane e dalmate arrivavano quotidianamente pesci, molluschi e crostacei freschissimi. Dal povero Carso e dalla generosa Istria, ma anche dalla Valle del Vipacco e dal vicino Friuli arrivavano patate, granaglie, animali da cortile e animali da allevamento e pastorizia e naturalmente anche i loro derivati quali il latte (grazie alle donne del latte chiamate mlekarice) i formaggi (vaccini, pecorini, caprini); ma anche i prodotti dell'orto che venivano mangiati freschi, ma anche trasformati o conservati (essiccati, sotto sale, sott'olio o sott'aceto). Ricordo in particolare un prodotto conservato che è la base di uno dei piatti simbolo della cucina triestina, la jota, e cioè i capuzi garbi/crauti acidi. Nella Trieste, città di mare, e dei commerci arrivavano prodotti che venivano da località anche molto lontane, quali le spezie e il cacao, il caffè, il baccalà e i bisati/anguille. I prodotti della terra e del mare, anche nelle loro sapienti trasformazioni, sono sempre stati in stretta relazione con il territorio e raccontano storie del loro rapporto profondo con il territorio. Una cucina quella triestina che potremmo definire quindi territoriale ma in senso regionale o meglio transregionale contrassegnata nel profondo, dalla valorizzazione e dall'esaltazione di quelle che sono le peculiarità di questo mondo alto-adriatico, e cioè la bellezza delle diversità e della biodiversità. Che significa ancora oggi, dove naturalmente é possibile (e qui lo è grazie a vino, olio, formaggi, miele tutti prodotti davvero straordinari) conservare gelosamente la qualità e la tipicità delle produzioni locali,

Riscoprire il valore del territorio, implica il rilancio e la valorizzazione della cucina locale e regionale di qualità. Una cucina che "parla" dell'identità, della storia e della cultura di un territorio, è anche dell'esaltazione della specificità e della bontà dei prodotti dello stesso territorio e quindi anche dei grandi saperi della tradizione. Una cucina che diventa una testimonianza concreta e viva, ma soprattutto preziosa e unica, dei grandi saperi e dell'ingegno di ieri: Dell'ingegno e dei saperi dei coghi de bordo e delle nostre mamme (purtroppo pochi papà!!) e delle ... nostre nonne. Una cucina che è anche e soprattutto identità, perchè il cibo sottolinea le differenze tra gruppi, culture, classi sociali. Ma serve anche a rafforzare l'identità di gruppo, a separare e distinguere il "noi" dagli "altri". Il cibo è identità economica: offrire cibi preziosi significa far notare la propria ricchezza, identità sociale: soprattutto in passato, la quantità e la qualità del

che portano spesso anche piatti di alta qualità.

cibo erano in stretto rapporto con l'appartenenza sociale: identità etnica, il cibo come segno di solidarietà nazionale: identità religiosa, il pane e il vino dei cristiani vanno ben oltre la loro materialità: identità filosofica, le diete vegetariane legate al rispetto della natura vivente.

Il cibo è memoria, una memoria fatta di ricordi, emozioni, suoni, paesaggi, colori, ma anche odori e naturalmente sapori.

Ora è tempo però di metterci a tavola. Di questo mondo plurale sospeso tra mare e Carso, tra Mediterraneo ed Europa di Mezzo, non si possono assolutamente dimenticare, alcuni piatti e alcuni prodotti che, nello spirito di Slow Food, potremmo definire buoni, puliti e giusti.

E se dobbiamo al mare la grandezza della Trieste di ieri, e speriamo anche quella di domani, non possiamo iniziare con un piatto di mare. Questo magari dopo aver gustato un fancli z duso (una frittola con un acciuga salata). Ma il piatto che è ... il mare in pentola, è il brodetto. Il piatto simbolo della bellezza, anzi della bontà e della diversità dell'Adriatico. Diversità culturali che vengono esaltate da un antica civiltà, quella adriatica. Così anche il nostro amato brodetto grazie, alla presenza in pentola di tante varietà di pesce, molluschi e crostacei, ha un sapore unico. Sapore che comunque cambia da luogo a luogo, secondo le tradizioni delle genti adriatiche. Il brodetto rimane comunque un piatto unico, che accompagnato spesso dalla polenta o dal pane, è soprattutto un piatto semplice con poche erbe e aromi e questo per non "distruggere" i grandi sapori del mare. Il più delle volte l'uso abbondante del pepe (non così ovviamente nel brodetto in bianco, tradizionale ad esempio a Grado) e/o di spezie, serviva e serve a mascherare la presenza di pesci non freschissimi.

Un piatto che è una frugale e saporitissima cena del tardo pomeriggio o una robusta merenda a metà mattina, con la quale si celebra la conclusione del duro e faticoso lavoro in mare, iniziato spesso alle prime luci dell'alba. Un meritato riposo dopo aver recuperato le nasse e le reti da posta, selezionato il pescato e inviato quello migliore e di taglia adeguata e quello non rovinato dall'attività di pesca, alla vendita, l'altro non commerciabile finiva in pentola. Personalmente adoro il brodetto con sole canoce (Pannocchie, squilla mantis) ma quasi sempre lo si prepara con più varietà di pesce, molluschi e crostacei e quasi sempre sono varietà spesso ... dimenticate. Secondo l'antica tradizione, in una pentola all'acqua di mare (o salata con il ... sale), pepe, conserva di pomodoro (nella tradizione quasi mai pomodoro fresco), aceto, cipolla e olio, a

bollitura, si aggiungevano, un pesce ragno, una liba, un sanpiero, un anzoleto o una bavosa, un rospo, un cefalo, un pesce matto, un angusigolo, due suri, un bel guato (quasi tutti pesci ormai dimenticati) e qualche mollusco come pusi e patele; ma anche una scarpena, due canocchie, un bisato, un grongo, seppie e calamari.

Ecco ora invece un piatto per gente di mare ... preparato però con prodotti di terra, la calandraca. Un piatto che originariamente era di carne di montone castrato in umido, tipico della cucina di bordo e che in particolare i marinai dalmati amavano consumare durante la navigazione. Il nome, secondo alcuni deriverebbe dalla "Calandra" tipo di barca medioevale. Un pietanza probabilmente levantina e di origine greca ma che rapidamente si è diffusa anche in Istria ed a Trieste. Per questo oggi abbiamo una calandraca diversa rispetto all'altroieri (montone castrato) e a ieri (manzo salato), fatta quasi esclusivamente con carne bovina (muscolo ed in particolare "carni povere e da recupero" come tasto, rosa di pancia, coppa, sottospalla, etc.), preparata con cipolla e poi, fondamentale, con l'aggiunta di patate e pomodoro (meglio se concentrato o con passata o salsa fatta in casa, magari con pomodori di Salvore!!). Uno piatto unico e di "recupero" (della carne del brodo) che anche oggi è parte delle abitudini ed è presente sulle tavole di molte famiglie e anche di alcune osterie in alcuni porti dell'Adriatico.

Jamar e i formaggi del Carso

Da circa vent'anni, grazie soprattutto a giovani entusiasti e molto preparati, c'è stata una bella rinascita dei *formaggi* del Carso triestino. Formaggi che si sono imposti sul mercato, anche con piccole produzioni, ma tutte di assoluta qualità e di produttori presenti sul Carso da Prepotto a Ceroglie, da Basovizza a Monrupino, da Samatorza a Medeazza,. Oltre ai formaggi fatti con il latte vaccino, hanno rilanciato degli ottimi caprini e soprattutto ovini. Parlare di ottima qualità dei formaggi del Carso non è assolutamente esagerato, anzi! Questo è dovuto non solo ai grandi saperi degli allevatori e dei casari, ma anche e soprattutto alla ricchezza del territorio carsico. Un territorio che con le sue 1600 essenze, è uno dei più straordinari esempi di biodiversità, un "microcosmo" da tutelare anche grazie ad un "patto per il futuro" tra agricoltori, allevatori, fruitori e ...

ambiente. Ricchezza della diversità che va sapientemente conservata e valorizzzata, perchè garantisce sapori davvero unici ai prodotti. Qualità e genuinità che negli ultimi anni viene garantita attraverso il marchio MOISIR, costituito tra gli allevatori di bovini, caprini e ovini e i produttori in proprio di latte e suoi derivati e presieduto dal bravissimo Dario Zidaric, che alleva oltre centocinquanta mucche in una stalla moderna, che è veramente un modello, con "robot" di mungitura. Formaggi che vanno dalla ricotta, ai formaggi freschi quali caciotte bianche e caciottine zepek (con santoreggia), koromac (con finocchio selvatico), mlet (al pepe) stracchino, primo sale, mozzarella, al tabor e agli stravecchi, ma anche ai pecorini e ai caprini dai grandi sapori, buoni, sani e freschi. Le produzioni contribuiscono alla tutela e valorizzazione della bellezza del territorio rurale, costituito dal paesaggio culturale e colturale. Un paesaggio fatto anche di zone di landa carsica, oggi in fortissima diminuzione e quasi a rischio, a causa del loro abbandono. Zone che sono però si povere di erba e di azoto, ma ricche, grazie alla diversità piante presenti, di oligoelementi, alcaloidi, olii essenziali, sostanze che danno grandi sapori ... ai prodotti. E' interessante ricordare che in alcune specie arboree sono presenti naturalmente anche altre sostanze, quali ad esempio antibiotici. Cosa di non poco conto se si pensa che il loro uso (spesso esagerato) quale additivo nell'alimentazione degli animali da latte, in particolare negli allevamenti intensivi, può creare seri problemi alla salute dell'uomo. Carso significa quindi qualità, più che quantità; qualità del territorio significa soprattutto qualità dei prodotti. Il grandissimo jamar, un formaggio vaccino stagionato nelle viscere delle grotte del Carso – jamar in sloveno vuol dire grotta – dal gusto intenso e guasi piccante e dalla pasta particolarmente friabile, è un protagonista assoluto.

Dolci

I dolci tradizionalmente concludono i nostri momenti conviviali a tavola e sono proprio i dolci che raccontano meglio di tutto la storia della cucina di una terra plurale e di confine come quella triestina. Una storia fatta di contaminazioni davvero gustose e da sempre scandita dal ritmo lento delle stagioni e dalla ritualità. Ritualità dovuta in particolare dal pranzo della domenica e delle grandi feste laiche e soprattutto di quelle religiose: per cui, come ricorda un antico

detto istriano, per Nadal le fritole, per Pasqua pinze e titole, per Carnevale i boni crostoli e poi putizze (il dolce della festa, tipico del periodo pasquale: una rollata fatta da pasta lievitata ripiena di noci, uvetta e pinoli e arricchita da rhum e vino di Cipro e da alcune spezie come cannella, noce moscata e chiodi di garofano), presnitz (un nome che viene dagli emigranti di un piccolo paese nell'isola "Ruegen" sul Mar Baltico, oppure dal nome Pulsnitz un paese tra Norimberga e Dresda famosissimo per i dolci soprattutto pepati e dove si producevano anche terracotte importate a Trieste?), favette o fave dei morti (un dolce tipico del periodo della festa dei morti – secondo Plinio, le fave contenevano le anime dei defunti – e di probabile origine ebraica, fatte con un impasto a base di farina di mandorle, dalle dimensioni di una piccola ciliegia, del colore bianco naturale, rosa o marrone).

Trieste attraverso i dolci racconta una storia importantissima, senzala presenza asburgica e le tradizioni austriache, che trovano un riscontro sia nelle tradizioni familiari, che in particolare nei caffè e nelle tipiche pasticcerie triestine. Locali che in città si erano ampiamente diffusi sul finire dell'Ottocento. Erano i luoghi dove tradizionalmente e quasi quotidianamente ci si incontrava e che per molti aspetti erano pressoché identici a quelli viennesi. Non solo nello stile dell'arredamento e dell'esposizione dei prodotti, ma soprattutto nei dolci che proponevano. Anche le ricette rispecchiavano le tradizioni asburgiche, anche se ogni pasticceria produceva le proprie specialità, distinguendosi ognuna per i profumi e i sapori delle proprie torte e le freschissime creme (soprattutto carsoline). Dove un posto fondamentale era riservato alla torta ormai famosa in tutto il mondo e cioè la Sacher, ma anche allo Strudel di mele diventato rapidamente ... strucolo de pomi, dove non potevano mancare la *Linzertorte* (torta di mandorrle coperta i marmellata di albicocche o lamponi) i Crapfen, ma soprattutto il Kugluf e la Dobos. I Kugluf, dolce "regale" di origine austriaca che deve il suo nome a Gugelhupf, è fatto con pasta lievitata (a base di farina, latte, burro, uova, zucchero) e l'aggiunta di uvetta e poi il tutto cotto nel forno nello stampo a forma conca con il buco al centro. La Dobos è certamente il dolce più rappresentativo d'Ungheria ed è fatto con sei strati di pasta, farciti con crema al cioccolato e una corona di caramello. Il nome lo deve al suo inventore Joseph Dobos, pasticciere dell'Impero Austro-Ungarico (seconda metà dell 1800). Un'altra specialità magiara sono le granatine alla panna e cioccolato conosciute con il nome di Rigojanci, in onore del direttore d'orchestra tzigano Jancsi Rigo.

Una storia interessante quella raccontata da Veit Heinichen e Ami Scabar nel bellissimo "Trieste – La città dei venti" nel capitolo dedicato ai dolci (altri vengono dedicati all'olio, al vino, al caffè, al sale, ai pesci e molluschi ...) è la storia della giovane americana Klara Ward che ha sposato il vecchio principe Josèph de Chimay de Carvan nel corso del viaggio di nozze a Budapest incontra Rigò Jancsi e per quest'ultimo lascia il principe. Una storia d'amore che colpisce Gérbeaud il maggior pasticciere di Budapest, che dedica al vero amore un dolce di cioccolato e lo chiama proprio Ringòjancsi. Saranno poi degli emigranti ebrei da Budapest, che a Trieste fonderanno la pasticceria "La Bomboniera", a far conoscere questo dolce alla nostra città.

Ci sono poi i dolci che vengono dalla tradizione del mondo slavo: come le palacinke (chiamate anche amlettes, una sorta di crepes ripiene di marmellata, cioccolata o zucchero e limone). La *Gibanica*, un dolce tipico, anche se esiste la versione croata e quella serba, della regione slovena del Prekmurje, un piccolo fazzoletto di terra fra l'Ungheria, l'Austria e la Croazia.

Dal mondo sloveno storicamente presente a Trieste viene invece la tradizione del famoso strucolo coto in straza. Un termine dialettale, che sta ad indicare uno strudel cotto nel canovaccio. Lo strucolo cotto, ripeto strudel nello straccio o kuhani struklji, come viene chiamato in sloveno, che viene servito in particolare in una delle manifestazioni più importanti del Carso triestino e alla quale la comunità slovena è particolarmente legata e cioè le nozze carsiche. Come uno strudel è un rotolo ottenuto avvolgendo a spirale un foglio di pasta cosparso uniformemente con un ripieno che contiene miele di vario tipo (molto apprezzato lo straordinario miele di marasca/reselica, dal nettare di ciliegio canino, prugnolo), cannella, rum, uvetta, ricotta, cioccolato e soprattutto frutta secca (in particolare noci), viene quindi avvolto in un telo e lessato! I lembi dello straccio venivano attorcigliati e fissati su un bastone che veniva posato su una tegame pieno di acqua (a volte anche di latte o da alcuni anche cotto al vapore), consentiva al dolce di rimanere in ammollo durante la cottura. La particolarità e che la cottura a bagnomaria si faceva utilizzando l'acqua calda, presente in tutte le cucine economiche di un tempo e cioè gli sparger.

Il dolce, naturalmente viene servito come dessert cosparso con pane grattuggiato rosolato nel burro, zucchero semolato e cannella. La consistenza della pasta di questo dolce è davvero particolare, infatti la cottura in bagnomaria la rende morbida e spugnosa. Va ricordato che Trieste, la sua periferia e l'Istria hanno una grande tradizione nella preparazione dei dolci da forno. Spesso nelle preparazioni viene usata la frutta (mele, susine, albicocche) e soprattutto viene usata la frutta secca, mandorle e noci. Un fatto interessante, che segna anche la fisionomia del paesaggio colturale e culturale, in particolare quello del Carso rurale e dell'Istria, infatti spesso accanto alla casa c'è un albero di noci e uno o più mandorli.

E siamo approdati all'Istria, una terra che merita una citazione particolare. Non solo perchè in quella terra tra Buie e Pirano, sono nato e perchè l'Istria era profondamente legata a Trieste e questo non solo grazie ai vaporetti e alla Parenzana, ma anche e soprattutto perché un terzo della popolazione triestina ha profonde radici istriane, fiumane e dalmate. Un rapporto che ha segnato anche la storia della cultura e civiltà della tavola. Una storia raccontata in particolare dalla "grande anima" istriana, lo scrittore Fulvio Tomizza e nei suoi romanzi (ne ricordo solo alcuni, "La trilogia istriana", "La miglior vita", "L'amicizia", "Gli sposi di via Rossetti", "Franciska"). Dove si parla di biscottti con l'ammoniaca (in questa preparazione viene usato per la lievitazione, il carbonato di ammonio, che durante la cottura sprigiona il caratteristico odore di ammoniaca) da intingere nella malvasia e i tanti dolci, magistralmente descritti nel "Menù d'autore": dedicato all'Istria terra di transito, di smistamento, di fughe e di approdi. Un Istria poi in parte approdata a Trieste dove: ".... mezzo millennio di presenza veneta ha conferito un' impronta molto resistente alle culture successive, sì da rilevarsi predominante, da dirsi infine vincente ... l'Istria si era unita anima e corpo alla Repubblica del Leone, divenendone la corona orientale da cui proiettarsi ancora più a nord-est e soprattutto a sud, nel mezzogiorno dalmata e greco. Per tale connubio, naturalmente diseguale, la tavola istriana si distingue da tutte quelle delle altre popolazioni prossime a settentrione e a oriente, per il grande consumo che vi si fa di farinacei ... I dolci più frequenti si chiamano crostòli (i veneti galàni), fritole però sbrovade, intendo dire un impasto lessato con vari ingredienti, mele soprattutto e uvetta, un tempo mele cotogne e zucca baruca e quell'uva nominata uova di gallo, fritto a cucchiaiate nell'irrinunciabile olio di oliva. Ancora oggi dolci stagionali molto in uso e spesso diversi da paese in paese. Dai nomi diversi come per i nostri crostoli chiamati chiacchere, frappe, bugie, stracci, lattughe, strappole, cenci, sfoglie golose e galani.

Ma almeno per Natale ecco la putizza, pasta dolce cosparsa di cioccolato noci e pinoli, arrotolata e adagiata a spirale nello stampo per essere collocata in forno; ecco il prèsniz, una sua variante che stando al nome vorrebbe dire "senza niente" ed è invece piena di tutto e si limita a riempire il serpentello di pasta frolla. Per Pasqua sono d'obbligo le pinze, il pandolce reso intensamente giallo dalla gran quantità di uova sacrificate, e per i bambini la colombina o titola, la stessa pasta della pinza che in forma di treccia stringe in capo un uovo colorato. Ulteriore impiego di tuorli d'uovo richiedono i cresimali buzzolài, ciambelle con cui i ragazzi, sottoposti al sacramento della confermazione e sovvenzionati dal padrino, s'inanellavano con vanto le braccia ispirando il detto *chi no gà santoli no ga buzolai* e il contrario negativo. Più comunemente ora si serve lo strucolo de pomi ..."

Prima del brindisi finale vorrei concludere con un auspicio e una speranza, che è anche un forte richiamo al valore dell'etica della responsabilità. Se vogliamo costruire dal basso, un 'Europa come Comunità dal destino comune, un Europa dei cittadini, delle regioni e delle culture, che sconfigga gli egoismi e sia un'Europa delle regioni, dei cittadini che dal multiculturalismo approfondisca l'interculturalità, dobbiamo cogliere con leggerezza e con gusto anche la sfida legata alla cultura e alla civiltà della tavola.

E il brindisi finale? Avendo l'Istria nel cuore, direi ... mens sana in malvasia istriana, ma visto che oggi le mie radici sono profondamente legate al Carso. Farei un "Cin Cin" nelle straordinarie cantine di pietra, con i bianchi autoctoni Vitovska e Glera/Prosecco, come Umberto Saba con un osminca (un ottavo) con l'aspro vino. Quel vino che il sociologo Ulderico Bernardi, definisce un limpido bene culturale. Un vino dal valore terapeutico e molto gradito guasi duemila anni fà, anche da Livia, moglie dell'Imperatore Augusto, che, sembra, proprio grazie al Pucinum arrivò alla bellissima età di ottantasei anni. Un vino dall'intenso colore rosso rubino con riflessi violacei dal profumo di frutti di bosco ed il sapore aspramente deciso, quasi acidulo, con un corpo vigoroso e forte e un carattere che via via si fa sempre più accattivante, fino a diventare gradevole. Un vino che per molti è eccitante, stimola il piacere di stare insieme e l'appetito, è digeribile e soprattutto il giorno dopo non lascia il "cerchio" alla testa. Un vino che esprime per intero il carattere della gente del Carso ed è un vero piacere berlo nelle tradizionali Osmice. Luoghi che sono dei veri "beni culturali", dove il mondo della città incontra quello del Carso, e dove in un

ambiente genuino e accogliente è possibile condividere insieme ad altri il piacere di gustare delizie offerte direttamente dal produttore, chiacchierando ed a volte cantando, tutti insieme, le vecchie e nuove canzoni popolari.

Un vino d'una tal forza salutevole da restituire ad anziani, papi e imperatori imperturbabile sanità!

Sia così anche per questa nostra cara, vecchia Europa! CIN CIN, PROSIT, NA ZDRAVJE.

Na mal racjun / Bescheidene Bitte Resia – Die Stimme eines Tales

SILVANA PALETTI

La filosofia del pensiero positivo da sempre ha aiutato l'essere umano alla sopravvivenza ricercando e progettando nuove vie alternative per la propria sussistenza pur mantenendone la diversità. Ma a volte la realità locale è ben diversa dal pensiero filosofico. La valle di Resia è situata a Nord-Est del Friuli su una superficie estensiva di 21 km x 5 con otto frazioni: S. Giorgio, Prato, Gniva, Lischiazze, Uccea, Oseacco, Stolvizza, Coritis con altre piccole borgate sparse. Oggi ha solo 1200 abitani. La valle da due secoli è meta di studiosi, linguisti, ricercatori, antropologi per la diversità della musica, danza, costume, tradizione, parlata locale. Anche se si parla un dialetto sloveno pur essendo un piccolo territorio si evidenziano cinque varianti cadenziali, suoni di diversa espressione, vibrazione, antiche leggende favole, canti, usanze sacre e profane risalenti ai periodi pagano-celtico. Il sisma del 1976 che ha colpito il Friuli ha cancellato gran parte della tipologia delle case resiane assieme alla loro storia antica e si è assistito a un graduale spopolamento della valle. Da allora ho iniziato a scrivere poesie, prose, a ricercare registrare le poche persone anziane rimaste affinché mi raccontassero quello che di bello era rimasto nella loro memoria riguardante la vita di guesta valle dato che tutto o guasi in pochi secondi mi era scomparso per sempre.

Una minoranza etnica ha colori, suoni, vibrazioni che è scritta nella memoria, nel sangue. Una scuola di vita che si impara dal grembo materno e che niente la può cancellare.

Ora vi leggo una prosa per farvi sentire la diversità dei suoni del nostro linguaggio.

POSTEGANA OSTAJKI

Se spomenjaš pomatko mäš polneš kako to je bilo? Zvedra srin poprašeta karčela bëka, werba, terta lešća. Awfat laifat šlaifat piča, deda, trešika, zmarznina, baba malafićina! Zludej, mujić, hudić, prakleti bramol, mulon, ovan, wubac, mekić! Waril, lun, wtić, iä, jäs, ja, Ë, vë, Ä Go, ö, tadei koha? Mama, meme, moma, ragadin, manges, korba zdräš malajazino! Stol, gora, brik, štodonäc krawa, wol, svinja, saraböt, boga jest! Puji, kwiči, kukuriči, buči, bleje, blačata, kokodeče, bawči, laji, milja, brižģi, liti kwače, škače, štorwa, šćarbata, kowa, kopie, ropota. Vešća vešća nora!

Ćanen, laška Planja, mali dul to se smejalo, žlica nu pirun, bose noge, prazan plät fardonta wrća lüdra! Sakira, plana, brus, kjač, ćač, ples, cupin, brucin, studunčel, prosta skraža šinta, merva, postergana ostajka ostaje!

Un progetto per l'Europa Unita? Che cosa mi rimane oggi tra le mani di questa valle: la musica, la danza, la parlata, tanti libri, tante foto, tante registrazioni, il carnevale, un circolo culturale, il museo dell'arrotino, il museo della gente di Resia, il gruppo folkloristico, la sede del Parco delle Prealpi Giulie; questo è quanto posso farvi vedere. Ma tutto ciò non mi basta a salvare una minoranza etnica. Presto le scuole scompariranno dal territorio come pure il linguaggio antico. Si parla di tutela, ma quale tutela, il gioco di una politica sbagliata o di incompetenze amministrative odierne locali che ci portano mentalmente a un isolamento – chiusura in una Europa unita. Non vorrei che si avverasse un antico detto della mia gente: Il bosco prenderà il posto dei campi e dei prati, rimarrà solo la strada. La valle ancor più selvaggia, allora si, che sarà un bel museo da visitare: RISERVA INDIANA pardon RESIANA! Servirà un'altra generazione per lavorare questa terra se oggi non diamo "un input" una possibilità a tutto quello che abbiamo di nostro, di vivere per le generazioni future, affinché non perdano la loro antica radice.

La tradizione musicale e il carnevale di Timau

ILIA UND GIORGIO PRIMUS

La nostra comunità è ricca di tradizione, leggende, riti pagani ... Devo dire che da questo punto di vista non ci facciamo mancare niente. Dal drago del primo secolo ucciso da San Ermacora al Fischiosauro degli anni '50, dal *Pumarmandl*, una sorta di gnomo che affoga i bambini nel fiume alla *Marangula* che fa ammalare o morire il bestiame. Poi spiriti, fantasmi, anime dannate... in alcuni casi sono intervenuti persino i parroci con dei veri e propri esorcismi. La *Trûta*, che immobilizza nel letto, o la notte del 1° novembre quando teniamo il fuoco acceso e apparecchiamo la tavola perché i morti tornano dall'oltretomba. Il lancio della *Schaibm cidules* (comuni a molti altri paesi della Carnia), rotelle infuocate lanciate dall'alto di una rupe con formule beneauguranti alle coppie di fidanzati, vere o inventate.

Oggi ridiamo della fantasia e dell'immaginazione dei nostri avi, ma... quando una persona ha fama di essere una strega, stiamo ben attenti a non contrariarla, le facciamo tutti i favori che ci chiede e magari al suo passaggio sputiamo due volte dietro la schiena. Non si sa mai. Non c'è culla, comò o cruscotto della macchina dove non sia nascosto un *Petadàltschali*. Se siamo seguiti da un cane nero, non esitiamo ad esorcizzarlo: *pist da van taivl, gea mi'n taivl*. Mettiamo le catene sul fuoco quando si ammala la mucca in modo da spezzare l'incantesimo. La verità è che ci crediamo veramente, e per questo siamo tanto gelosi delle nostre tradizioni ed è molto, dunque molto difficilmente che ne parliamo e le facciamo conoscere.

A Timau esistono, o meglio esistevano, tre carnevali distinti che non si incontravano mai. Uno, quello fantasioso, comune un po' a tutto il mondo cristiano, con balli, mascherate, carri allegorici e rappresentazioni satiriche. Attenzione, tuttavia: a questo carnevale era affidato il compito di bruciare il 'Voschino' (un fantoccio di stracci imbottito di fieno, dopo un processo nel quale esso veniva accusato di tutte le cose brutte e le disgrazie dell'ultimo anno).

Il secondo, certamente più interessante e antico, era caratterizzato da un baccano infernale, poiché la peculiarità principale di queste maschere (Maŝrar, Krankl, Lorfa) erano proprio i campanacci. Tali maschere si annerivano il viso

con la fuliggine, avevano un cappello a tesa riabbassata e stretta (quello dei pastori, per intenderci), ornato da tassn (rami di abete), una mantellina, le fasce di lana che arrivavano al ginocchio, gli zoccoli di legno e una gobba sulla schiena che serviva per legare i campanacci in modo da tenerli staccati e non farli sbattere sul corpo. Attorno al collo, una ghirlanda con i pezzi meno pregiati del maiale: mascella, cosa, orecchie e cotiche. Dopo questa descrizione, chi è appassionato di folclore, nota subito la somiglianza con le maschere delle altre due comunità tedesche a noi più vicine, ovvero i Kheirare Rollar di Zahre (Sauris) e i Rollaterdi Plodn (Sappada) così conosciuti, organizzati, con le maschere scolpite nel legno, i costumi standardizzati, riconoscibili, curati, che richiamano centinaia di persone. Al loro confronto il nostro carnevale potrebbe sembrare una cosa poco, ma era proprio la spontaneità, la mancanza di organizzazione, i poveri rami di abete, il continuare ad annerirsi il volto con la fuliggine, senza il bisogno di maschere intagliate, il farlo per noi stessi senza preoccuparsi se vi fossero dieci, cento o mille persone a guardarci che rendeva il carnevale vero, immutato da sempre.

L'altra maschera tipica di Timau che, ripeto, non si accompagnava mai al *Kranki* è il *Jutali*. Mentre la prima, brutta e sporca, incuteva paura, questa è gentile, bella, raffinata. Portava un cappello a larga tesa sormontato da un fazzoletto bianco legato con dei nastri colorati che scendevano sulla schiena e vestiva delle sottovesti bianche via via sempre più corte, le calze bianche, i *ŝcarpets* e in vita molti fazzoletti variopinti. Il viso era coperto da un fazzoletto molto sottile che le permetteva di vedere ma la rendeva irriconoscibile. Le *Jùtalan* si muovevano la sera, entravano di sorpresa nelle case accompagnate da uno o più musicisti, eseguivano tre balli e poi sparivano nella notte così come erano venute. Dopo aver ballato dovevano andar via subito, o altrimenti rendersi riconoscibili togliendo il fazzoletto dal viso, cosa che accadeva sempre nell'ultima casa visitata, dove finalmente bevevano e mangiavano quello che gli veniva offerto.

Quelli che nel frattempo non si sono appisolati, si chiederanno come sia possibile che un paesino come Timau potesse avere tre tipi di carnevale. Ebbene sì: eravamo sempre gli stessi, e non avevamo nemmeno spettatori perché eravamo tutti in maschera. Dopo aver sfilato on i carri satirici, ci vestivamo da *Jùtalan*, sempre attenti a mantenere i carnevali separati.

Vi sarete subito resi conto che, descrivendo il carnevale, ho usato verbi al passato. Il fatto è che dal 2007 i *Jùtalan* non visitano più le case alla sera ma sfila-

no insieme ai Krankl e alle altre maschere per le vie del paese. Si è infatti pensato che anche il nostro carnevale potesse essere organizzato, conosciuto, usato per richiamare magari centinaia di persone. Non voglio entrare nel merito, né far polemiche ormai inutili. Certo è che siamo riusciti a dare al tartufo il sapore della patata.

4. Alltagskulturen und Geschichte

Alltägliches in der Ecke der drei Länder Italien – Österreich – Slowenien Allgemeine Kultur – Kultur all-gemein?

TINA PERISUTTI

Kultur bedeutet für mich als Philosophin den Gegenbegriff zu Natur.

Als Kulturwissenschafterin erscheint mir der Begriff Kultur jedoch in mehrfacher Bedeutung, welcher sich schwer fassen lässt und im jeweiligen Kontext klar- und dargestellt werden muss. Im Folgenden betrachte ich den Kulturbegriff aus der Perspektive der Kulturwissenschafterin:

Kultur als zivilisatorische Errungenschaft wird oft nicht mehr als solche gesehen, da im allgemeinen Sprachgebrauch Kultur als etwas "Abgehobenes", "Außerordentliches", Nicht-Alltägliches erfahren wird. So könnte sich die Frage aufdrängen: Gibt es im Alltag überhaupt Kultur – auch fernab des Kulturbeutels, der darauf wartet, zur Kultivierung diverser Körperteile geöffnet zu werden? Gerhard Schulze schreibt, Kultur sei "wie schwarze Materie. Man lebt in ihr, aber man kennt sie nicht. Man ahnt sie, aber man bekommt sie nicht zu fassen. Man spricht über sie, und die Worte bleiben nichtssagend. Sie ist ein offenes Geheimnis, das jedem die Illusion der Kenntnis suggeriert und das sich gerade dadurch der Aufdeckung entzieht."¹

Dass es im Alltag Kultur gibt und dass dieser Blickwinkel von Kultur bereits wissenschaftliches Interesse fernab von volkskulturellen Museen erlangte, beweist nicht allein der Begriff "Alltagskultur" selbst bereits, sondern auch zahlreiche Publikationen über die Kultur des alltäglichen Lebens. So kann man bei Roland Barthes, Manfred Russo oder Konrad Paul Liessmann über die Mythen des Alltags, Geschichten über Alltagsobjekte oder zur Ästhetik des Alltäglichen lesen. Blickwinkel solcher Betrachtungen sind zumeist jedoch soziologischer, anthropologischer, psychologischer, ethnologischer ... Natur.

Wie kann man nun "Alltagskultur" kulturwissenschaftlich fassen? Was steht, unter "allgemeinem" Blickwinkel gesehen, hinter diesem Begriff? Hierzu

¹ Schulze, Gerhard, Die beste aller Welten. Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert?, 31.

möchte ich eine Aufzählung anbieten: Möbel, Geschirr, Toilettartikel, Werkzeug, Kochgelegenheit, religiöse Gegenstände, Putzgegenstände, Schreibzeug, Bekleidung, Kalender, Spielzeug, Zeitung, Fernseher, Radio, PC, Architektur, Auto. Diese Aufzählung ließe sich weiterführen und auch differenzieren – unzählige Gegenstände würden gefunden werden, wie auch jede/r unterschiedliche nennen und priorisieren würde. Dinge des Alltags, des täglichen Lebens. Dinge, über welche man sich nur Gedanken macht, wenn sie gerade einmal nicht an dem Ort sind, wo sie sein sollen oder wenn sie kaputt sind. Dinge, welche zu funktionieren haben und bei der Anschaffung bestimmten ästhetischen oder monetären Kriterien unterworfen waren. Dinge, die zwar von jeder/m überall wiedererkennbar sind, aber dennoch überall anders aussehen. Zudem gibt es Regionalspezifika, wie beispielsweise spezielle Steigeisen, jazini genannt, welche noch vor wenigen Jahrzehnten zur Standardausrüstung der Triestinerinnen/Triestiner gehörten, um sich auch im Winter bei und nach einem Besuch des eisigen Adriawindes Bora auf den Straßen fortbewegen zu können.² Schon 50 Kilometer weiter nördlich würden solche jazini völlig ihren Wert verlieren, da die Geodynamik dort ebensolche entbehren lässt. Somit wird deutlich, welch engen Spielraum Dinge des täglichen Lebens haben können und wie schnell man sich auf andere Gegebenheiten einlassen muss, will man dort sein tägliches Leben verbringen. Dies weist aber auch auf den Einfluss hin, den die Natur auf die Kultur ausübt: die Bedingtheit der Kultur der Natur gegenüber.

Um auf die Frage zurückzukommen, wie man Alltagskultur fassen kann, ist es meines Erachtens nicht ausreichend, Dinge des täglichen Lebens zu betrachten und sich daran zu erinnern, dass diese Dinge Teil einer langen oder auch kurzen Kulturgeschichte, einer Zivilisationsgeschichte der Menschen sind – geprägt von geographischen Gegebenheiten (also die natürliche Komponente, an die man sich anpassen musste oder versuchte, sie zu verändern) wie auch durch soziale und religiöse Bedingtheiten. Diese Vorbedingungen, durch welche Alltagsgegenstände entstehen, zeigen deren hohe Kulturalität – und das nicht erst, seit Marcel Duchamp durch ready mades (wie beispielsweise das 1917 entstandene "Fountain") die Kunstszene in Aufruhr brachte und die

² Koroschitz, Werner, Rauer Wind, in: Pilgram, Gerhard / Berger, Wilhelm / Koroschitz, Werner, *Tiefer gehen. Wandern und Einkehren im Karst und an der Küste*, 179.

scheinbare Differenz zwischen Kunst und Alltag thematisierte. Später trug Andy Warhol einen weiteren Schritt zu dieser Auseinandersetzung bei, indem er Suppendosen malte und somit zu einem Kunstwerk erhob. Das bloße Benutzen, das unreflektierte Verwenden solcher Gegenstände, der einfache sowie spontane, teilweise bereits intuitive Umgang damit, zeugen von einer langen Geschichte, von einem eingeübten Umgang mit dem Ding. Ein wesentliches Charakteristikum von Alltagsgegenständen ist es, unhinterfragt zu funktionieren, und Teil davon ist die oft nicht unwesentliche Tatsache, die auch schon zum einen oder anderen fundamentalen Partnerschafts-. Ehe-. Familienstreit führte, dass diese Gegenstände auch immer an dem ihnen angestammten Platz zu liegen haben. Objekte des täglichen Lebens konnten sich nahtlos einfügen in die aktuellen Begebenheiten, indem sie neben deren Produktion mehrere Schritte durchlaufen hatten: Entwicklung (inklusive Verbesserungen), Design, Psychologie, Werbung. Dinge des täglichen Lebens haben somit nicht nur unhinterfragt zu funktionieren und an einem bestimmten Platz zu sein sie haben sich auch in Form, Design wie auch metaphysischen sowie teilweise durchaus transzendenten Belangen (neue Produkte ergeben neue weitere Produkte, welche erst dadurch notwendig werden beziehungsweise welche notwendig gemacht werden – zum Beispiel eine Bratentemperaturgabel mit Leuchtanzeige, die gewährleisten sollte, auch ohne Küchen- und Kocherfahrung einen perfekten Braten zaubern zu können oder eine leuchtende Marienstatue, welche zuhause angebetet werden kann) in das moderne Leben einzufügen.

Doch wäre ein Bezug auf Gegenstände zu kurz gefasst, um Alltagskultur fassen zu können. Alfred Schütz und Thomas Luckmann stellen fest, "die Welt des täglichen Lebens ist uns fraglos gegeben"³. Oder ausführlicher ausgedrückt: "Unter alltäglicher Lebenswelt soll jener Wirklichkeitsbereich verstanden werden, den der wache und normale Erwachsene in der Einstellung des gesunden Menschenverstandes als schlicht gegeben vorfindet. Mit 'schlicht gegeben' bezeichnen wir alles, was wir als fraglos erleben, jeden Sachverhalt, der uns bis auf weiteres unproblematisch ist."⁴

³ Schütz, Alfred / Luckmann, Thomas, Strukturen der Lebenswelt, 69.

⁴ Ibid., 29.

Der Spur, was Alltagskultur alles sein kann / was Alltagskultur alles ist, folgend, möchte ich abermals eine erweiterbare Auflistung anführen

- Handlungen des täglichen Lebens (Tagesablauf, Arbeit, tägliche Körperpflege)
- Hygiene (vom WC über Mottenkugeln zum Seifengeruch)
- Orte der Alltäglichkeit (vom Platz Agora zum Chat)
- Abstrahiertes Tauschmittel (Geld)
- Werbung, Plakatwände
- Begriffe (Alpe/n-Adria)

Jede einzelne Komponente ergäbe eine spezielle Untersuchung und würde die Komplexität dieses Themas untermalen. Hier entstehende, weiterführende Gedanken möchte ich keineswegs unterbinden – so ende ich vorerst unkommentiert mit diesen allgemeinen Überlegungen zur Alltagskultur.

Gemeine Kultur in einem gemeinen Gebiet?

Wie kann man Alltagskultur in einem Dreiländereck fassen, wie sie hier an der Schnittstelle Österreich / Slowenien / Italien anzufinden ist, in der Spannung zwischen Historie und Gegenwart, hin zu einer neuen Identifikation?

Die Einzigartigkeit dieses Dreiländerecks ergibt sich vor allem durch die drei unterschiedlichen Sprachfamilien und vier gesprochenen Sprachen (Slowenisch, Italienisch, Friulanisch, Deutsch), welche aneinander "ecken". Der Umgang mit dieser außerordentlichen Sprachenvielfalt hängt stark mit den historischen Gegebenheiten wie auch mit politischen Gesinnungen und Entscheidungen zusammen. Hinzu kommt die Auseinandersetzung mit dem Glauben (hyperkatholisches Italien, postkommunistisches Jugoslawien / Slowenien, kirchenunterwürfiges Kärnten) in dieser Region. Zudem gibt es dieses Dreiländereck als solches noch nicht einmal hundert Jahre. Das heißt, viele kulturelle Prägungen formten sich wohl erst nach dem Zweiten Weltkrieg, nachdem die Grenzen fix standen, eine "Identifikation" stattfinden konnte (vielfach wurden familiäre und sprachliche Hintergründe übergangen, um Staatsstrukturen und eine Verpflichtung der einzelnen Bürgerinnen/Bürger gegenüber des Staates zu gewährleisten⁵).

⁵ Im Nordwesten Italiens, im Bereich um Triest und Görz ist es keine Seltenheit, dass Menschen, ohne jemals gereist zu sein, drei oder vier Staatsbürgerschaften hatten: österreichisch-ungarische Monarchie, Italien, Jugoslawien, Slowenien.

Die Erfindung des Begriffes Alpen-Adria um 1967 untermauert diese Einzigartigkeit weiters.⁶ Hinter dem Begriff sollte allerdings mehr stehen als ein spannendes Landschaftserlebnis, welches Berge und Meer in gleichen Maßen verspricht. Nach anfänglichen Brückenschlägen zu den Nachbarn mit regen diplomatischen Austauschen und Bemühungen ist geplant, hier eine Gemeinsamkeit einer Region über die Landes-, politisch-ideologischen und Sprachgrenzen hinaus zu bilden, zu stärken: 1978 wurde die Arge Alpen-Adria gegründet. Deren erstes Leitziel lautet, dass die Arbeitsgemeinschaft mit ihren, im Interesse der Bevölkerung gesetzten Aktivitäten zum Aufbau eines friedlichen, gemeinsamen, demokratischen und pluralistischen Europa beitragen will.⁷ Den Gedanken der Stärkung der Alpen-Adria-Region nahm auch die seit 2004 so benannte Alpen-Adria-Universität Klagenfurt auf. Der Austausch mit den Universitäten in diesem Raum erfolgt über Gastprofessuren, gegenseitige Vorträge, Publikationen sowie kulturelle Projekte wie beispielsweise ein vom Universitätskulturzentrum UNIKUM für Studierende der Universitäten Klagenfurt, Koper und Udine ausgeschriebener Fotowettbewerb⁸.

Tatsächlich gibt es in alltagskulturellen Tätigkeiten und Gegenständen trotz vielfältigster Bemühungen keinen Hinweis auf das Bestehen einer Alpe(n)-Adria-Region. Der Begriff erfüllt den Zweck, vorhanden zu sein, ohne jedoch tatsächlich auf Menschen einzuwirken, die nicht direkt und unmittelbar einen ökonomischen Nutzen dadurch haben. Weder die immer wieder stattfindenden Messen noch die regelmäßigen Fernsehsendungen können mehr ausrichten als zeigen, was es alles in dieser Region zu sehen, zu erleben gibt, wie hier oder dort gelebt wird.

⁶ Vgl. Hellwig, Valentin, Kärnten und der Raum Alpen-Adria, in: Platzer, Wolfgang / Wieser, Lojze (Hrsg.), Europa Erlesen. Alpen-Adria, 19.

⁷ Alle Leitziele, sowie weiterführende Information über die Arge Alpen-Adria: http://www.alpeadria.org/deutsch/index.php?page=95968973&f=1&i=733044516&s=95968973, 21. September 2012.

⁸ Der Fotowettbewerb mit dem Titel GOING UNDER ist online unter http://www.unikum.ac.at zu finden, wie auch zahlreiche andere Projekte im Alpen-Adria-Raum der Kulturinstitution UNIKUM.

Gemein-sam

Als typische (man könnte fast sagen Alpen-Adria-) Kärntnerin kann ich Vorfahren wie auch einen noch dort lebenden Teil meiner Familie aus Italien (Friaul) vorweisen. Die Besonderheit dieser Position ist, zwar mit italienischem Familiennamen versehen wie auch mit einer italienischen Großmutter sowie zwei italienischen Onkeln aufgewachsen zu sein – und doch mit einem gewissen Fremdheitsgefühl diesem Land gegenüber sozialisiert zu sein. Wie bereits oben erwähnt, kommt es sehr stark zum Tragen, wo man aufwächst und somit sozialisiert wird. Mit dem Fehlen der Familiensprache geht die fehlende Identifikation zu der Kultur, in welcher sich die Familie befindet, einher. Obwohl in derselben Familie befindlich, wird der Alltag und das damit einhergehende Tun zumeist geprägt von der jeweiligen Umwelt – das heißt, dass die jeweiligen Strukturen stark von der sogenannten "Außenwelt" geprägt werden. (Ein Gegenbeispiel dazu findet sich bei Migrantinnen/Migranten, welche oft in Enklaven wohnen und sich nicht an die gelebte Umgebung anpassen beziehungsweise ihre mitgebrachte Kultur leben und sich auch nicht davor scheuen, eigene Kauf- und Kaffeehäuser zu installieren. Dies geschieht vor allem, wenn das Herkunftsland weit entfernt liegt, wenn die Hin- und Rückreise nicht mehr an einem Tag bewältigbar ist.

Mit diesem Hintergrund versehen ergibt sich ein bestimmter Blickwinkel vor allem auf das Dreiländereck Österreich / Slowenien / Italien, der jedoch auch blinde Flecken aufweist. Somit kann allerdings sehr gut nachgezeichnet werden, welche große Rolle die Vermischung sowie permanentes Fluktuieren und gegenseitige Auseinandersetzung dreier (eigentlich fünfer⁹) Kulturen für einen Großteil der Bevölkerung in diesem Raum spielt.

So ergeben sich folgende Fragen: Was könnte als Gemeinsames in diesem Dreiländereck benannt werden? Wodurch ist den Menschen in dieser Region bewusst, dass es etwas Gemeinsames gibt, das über eine sprachliche, über eine nationale Grenze hinausgeht? Gibt es ein solches bewusstes Gemeinsames überhaupt in der Alltäglichkeit?

⁹ Andreas Moritsch spricht in der Einleitung des Buches *Alpen-Adria-Städte im nationalen Differenzie-rungsprozeß* von "fünf völkischen Substraten [...]: Deutsche, Italiener, Slovenen, Kroaten und Friulaner." 7.

Der Reindling und andere Namen

Nach den Vorüberlegungen zu Alltäglichem und zu diesem besonderen Gebiet des hier beschriebenen Dreiländerecks möchte ich dieses Phänomen des Alltages anhand eines Beispiels genauer betrachten. Hierbei handelt es sich um eine kuchenartige Mehlspeise aus Germteig, traditionell mit Zimt, Zucker, Butter und Rosinen gefüllt und in einer Rein¹¹⁰ (und da in Kärnten viele Dinge verkleinert werden: in einem Reindl) gebacken. Zumeist auch Kärntner Reindling genannt. Zwar das ganz Jahr über gebacken und verspeist, ist er bei jedem erdenklichen Festtag unabkömmlich. Hochkonjunktur des Reindlings ist allerdings Ostern – im gesamten Kärntner Raum ist ein Osterfest ohne dieses süße, runde Gebäck undenkbar. Ob in der Kirche der althergebrachten Speisensegnung unterzogen oder säkular auf den traditionellen kirchlichen Ritus verzichtend, ob selbstgemacht oder aus dem Kaufhaus, zum Osterfleisch gibt es süßen Reindling. Die Kinder werden zu dem großen Kirchenfest von ihren Taufpaten ebenso mit diesem Gebäck, in welchem ein Silbertaler steckt, und einem gefärbten (gesegneten) Ei beschenkt.

Johann Weichard Freiherr von Valvasor, der 1689 in seinem vierbändigen Werk mit dem Titel "Die Ehre des Herzogthums Krain" Land und Leute, Naturphänomene, Brauchtum, Historisches aber auch soziale Aspekte im Herzogtum Krain¹¹ beschrieb, berichtete ebenfalls von diesem besonderen Gebäck. In Oberkrain Pogatscha genannt, spielte dieses Brot vor allem bei der Hochzeit eine Rolle: "Wenn man also in Ober-Crain die Braut ins Bräutigams Haus führet; so reiten zween oder dren Gesellen auf schnellen Rossen so geschwind als ihnen möglich auf deß Bräutigams Haus zu um die Pogatschen oder Strünze (wie sie ein gewisses Brod nennen) zu holen."¹²

Pogača gibt es noch immer – ob es sich dabei um das slowenische Gegenstück zum Reindling handelt und in welcher Gegend diese vornehmlich verbreitet ist, dazu gibt es divergierende Aussagen. Behaupten einige, es gäbe kein entsprechendes Pendant zum Reindling in Slowenien, antworten andere sofort mit Zustimmung und der Bezeichnung Pogača. Allerdings bezeichnet

¹⁰ Die Rein; die Reinen (Pl.), laut Duden süddeutsch und österreichisch umgangssprachlich gebraucht für flacher Kochtopf.

¹¹ Krain ist eine von fünf historischen Regionen Sloweniens.

¹² Valvasor, Johann Weichard Freiherr von, II. Band, Buch VI, 281.

der Ausdruck *Pogača* im größten Raum Sloweniens Süßspeisen allgemein. Tatsächlich wird im Kärntner Rosental in der dort gebräuchlichen slowenischen Mundart aus der *Pogača* eine *Pohača*. Gegen Westen, im Gailtal, wird der *Reindling / Pohača Šartelj* genannt. Mehr noch als unterschiedliche Bezeichnungen dieses Kärntner kulinarischen Aushängeschildes gibt es inzwischen eine Vielfalt an Füllungen (Nuss, Mohn, Bockshörndl- bzw. Johannisbrotmehl, getrocknete Feigen, Pistazien...), was der *Bezeichnung Reindling / Pohača / Šartelj* keinen Abbruch tut.

In Italien, östlich der friulanischen Langobardenstadt Cividale, in den Valli del Natisone, nahe der Grenze zu Slowenien, ist es keine Seltenheit, am Straßenrand Schilder mit der Aufschrift "Gubana" anzutreffen. Damit wird ein Hefeteig, mit Nüssen, Rosinen, Pinienkernen, Zucker und Likör gefüllt, bezeichnet. Er wird schneckenförmig in eine runde Form gegeben und im Ofen gebacken. Als vormals typisches Ostergebäck hat sich die Gubana im gesamten Friaul verbreitet und wird inzwischen auch während des ganzen Jahres kredenzt. Die Bezeichnung der Gubana weicht in der friulanischen Sprache nicht sehr stark ab, wo sie Gubane heißt. Das Wort leitet sich allerdings aus dem Slowenischen ab, wo guba Falte bedeutet, welche sich unweigerlich durch das Legen des gerollten Teiges in die Form ergibt.

Essen über Grenzen oder alles gleich?

Eine Mehlspeise respektive eine Variation von Brot oder Gebäck, welche sehr stark als lokales Spezifikum wahrgenommen und von vielen oft nicht ohne Stolz als regionale Einzigartigkeit verteidigt wird, erlangt bei näherer Betrachtung grenzüberschreitende Dimensionen. Wobei natürlich die Grenzverschiebungen in den letzten hundert Jahren nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Dennoch gibt es unterschiedliche sprachliche Entwicklungen, wie auch regionale Variationen bei allerdings einer einheitlichen Grundrezeptur und Form. Weiters hat sich der *Reindling / Pohača / Šartelj* wie auch die *Gubana / Gubane* von einer festlichen Spezialität zu einer alltäglichen Speise entwickelt, ohne seine Besonderheit zu Festtagen einzubüßen. Trotz der Alltäglichkeit eine Besonderheit zu haben, ergibt sich nicht durch das Ding (in dem Fall der Reindling / Pohača / Šartelj / Gubana / Gubane) an sich, sondern durch die "darübergelegte" Bedeu-

tung beziehungsweise aus dem Kontext, in welchen das Ding gestellt wird. Zudem folgt noch die Tradition, die einher geht mit einer Ritualisierung: Die Erklärung "es ist schon immer so gemacht worden" erlangt ihren Sinn nur durch ein stetiges Wiederholen – am besten zu vorgegebenen (Fest-)Tagen.

Eine Ritualisierung von Brot und Gebäck ist auch in anderen Religions- und Kulturkreisen zu finden: Im Islam hat Brot eine allgemeine, wichtige, fast schon heilige Bedeutung. Tabun nennt sich der Ofen in palästinensischen Gebieten, wo Brot ausschließlich von Frauen gebacken wird. Der Tabun hat die Form einer Gebärmutter und weist dadurch auf das lebenspendende Element von Brot hin. Die Herstellung des Brotes erfolgt rituell von Frauen, wie das Brechen und Verteilen des Brotes den Männern obliegt. 13 Im Judentum wird die Mazze, ein kurz gebackenes ungesäuertes Brot, zum Pesachfest gereicht. Geflochtene Brote, Challah (Pl. Challot) genannt, gibt es zur Brit Mila (Beschneidungsfest) wie auch zur Bar Mizwa sowie jeden Freitag Abend als Vorbereitung für den Sabbat. Für Christen ist die Wandlung vom Brot zum Leib Christi der zentrale Punkt gemeinschaftlichen Feierns. Brot und diverse Variationen davon sind sowohl alltägliches Grundnahrungsmittel als auch Ritualobjekte. Als fixer Bestandteil der täglichen Nahrung in vielen Kulturen muss die Grundsätzlichkeit des ältesten bekannten Nahrungsmittels manifestiert werden, was am besten durch Sakrifizierung gelingt. Etwas, das Überleben garantiert, kann nur göttlich sein – und das sollte jeder/m ins (Unter-)Bewusstsein gebracht werden.

Brot und Gebäck haben eine überkulturelle Dimension, wobei regionale Abwandlungen traditionell aber auch durch natürliche, geographische Vorbedingungen (in Österreich wachsen keine Pinien, weshalb hier auch keine Pinienkerne im Reindling zu finden sind) vorhanden sind. Darüber hinaus sind Variationen zumeist nicht durch nationale Grenzen definiert, wie der Reindling, die Pogača, die Gubana dies gut nachzeichnen. Kulturelle Identitäten werden somit nicht primär durch Staaten vorgegeben – wodurch sich traditionelle und kulturelle Gemeinsamkeiten bedingen, dies wird oftmals erst durch die Historie evident, lässt sich jedoch nicht immer eindeutig klären. Ein wichtiger Bestandteil der kulturellen Identität ist das kulturelle Gedächtnis, wodurch Grup-

¹³ Vgl. Marconi, Silvio, Il pane del ventre, in: Di Renzo, Ernesto (Hrsg.), *Strategie del cibo. Simboli, saperi, pratiche,* 153f.

pen ihr Bewusstsein mittels Wiedergebrauchstexten, -bildern und -riten von Eigenheit und Eigenart manifestieren. Wie weit ein bestimmtes Regionalspezifikum – oft mit demselben mythologischen Hintergrund und derselben Bedeutung – reichen kann, ist vielen Menschen dennoch nicht gewahr. Zusätzlich erschweren nationale wie auch sprachliche Grenzen ein solches Bewusstsein. Durch eine Gemeinschaft wie der Europäischen Union entsteht die Möglichkeit, zu einem Gemeinsamen zu finden, ohne seine regionale Identität aufgeben zu müssen.

Die Chance

Nach allen historischen Widrigkeiten der letzten hundert Jahre im Gepäck / Gebäck, können wir uns jetzt aufmachen, einen gemeinsamen Weg zu gehen. Einen Weg, der über sprachliche und nationalstaatliche Barrieren hinwegsieht, ein Gemeinsames in den Vordergrund stellt, ohne bestehende Unterschiede auflösen zu wollen. Wieviele Gemeinsamkeiten sich bereits im Alltäglichen finden lassen (können), wurde an einem gefüllten Germ(Hefe-)teig augenscheinlich gemacht.

Für eine gemeinsame Identität ganz im Sinne eines Europas, das sich selbst als Europa begreift, bedarf es meines Erachtens nicht unbedingt einer gleichen Sprache für alle, denn eine Sprachenvielfalt zu haben, ist bereits eine vorhandene Identität.

Die kleinen Dinge des Lebens (welche als gleich wichtig wie eine Kommunikation anzusehen sind), die unbewussten Handlungen, die ein Begreifen sprichwörtlich werden lassen – all das sind wichtige Identifikatoren für Allgemeinheit wie auch für Individualität – und hierin liegt die Chance zu einem Gemeinsamen zu kommen.

¹⁴ Vgl. Assmann, Jan, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: Assmann, Jan / Hölscher, Tonio (Hrsg.), *Kultur und Gedächtnis*, 9ff.

Literatur

- Assmann, Jan, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: Assmann, Jan / Hölscher Tonio (Hrsg.), Kultur und Gedächtnis, Frankfurt am Main 1988.
- Hellwig, Valentin, Kärnten und der Raum Alpen-Adria, in: Platzer, Wolfgang / Wieser, Lojze (Hrsg.), *Europa Erlesen. Alpen-Adria*, Klagenfurt/Celovec 2008.
- Koroschitz, Werner, Rauer Wind, in: Pilgram, Gerhard / Berger, Wilhelm / Koroschitz Werner, *Tiefer gehen. Wandern und Einkehren im Karst und an der Küste*, Klagenfurt-Wien/Celovec-Dunaj 2011.
- Marconi, Silvio, Il pane del ventre, in: Di Renzo, Ernesto (Hrsg.), Strategie del cibo. Simboli, saperi, pratiche, Roma 2005.
- Moritsch, Andreas (Hrsg./Izd.), Alpen-Adria-Städte im nationalen Differenzierungsprozeß, Klagenfurt/Celovec-Ljubliana/Laibach-Wien/Dunai 1997.
- Schulze, Gerhard, Die beste aller Welten. Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert?, Frankfurt am Main 2004.
- Schütz, Alfred / Luckmann, Thomas, Strukturen der Lebenswelt, Konstanz 2003.
- Valvasor, Johann Weichard Freiherr von, Die Ehre des Herzogthums Krain. Laibach Nürnberg 1689, 2. unveränderte Aufl., hrsg. v. Krajec J., Preifer Josef, Novak Vincenz, Druck und Verlag J. Krajec, Rudolfswerth, Nachdruck der Ausgabe 1877.

Internetseiten:

http://www.alpeadria.org/deutsch/index.php?page=95968973&f=1&i=733044516&s=95968973, 21. September 2012.

Frontiere in movimento. Una regione emblematica

CRISTINA BENUSSI

In alcuni romanzi istriani si racconta di persone nate in Austria, cresciute in Italia, sposatesi sotto l'amministrazione inglese, pensionatesi in Jugoslavia, morte in Croazia, e tutto senza mai spostarsi dal luogo natale. Se fossero sopravissute, tra poco sarebbero finalmente in Europa.

Sono le frontiere, dunque, ad essersi mosse. Il paradosso è che siamo in una regione, il Friuli Venezia Giulia, in cui i confini continuano a muoversi, a partire dall'onomastica. Prima del 1918, infatti, la denominazione Venezia Giulia trovava spazio piuttosto nelle rivendicazioni irredentiste, mentre in ambito austriaco il nome dell'area dalla valle d'Isonzo all'Istria era "Litorale", inventato nel 1849 e conservato in tempi recenti in ambito sloveno (Primorska) per indicare una zona più limitata, estesa tra Carso e costa triestina. Tra il 1947 e il 1954 prevaleva, nelle indicazioni territoriali, la dicitura "Territorio Libero di Trieste", effimera entità statuale prodotta della conferenza di pace. Oggi la Venezia Giulia comprende Trieste e Gorizia e le rispettive province.

Se riprendiamo le categorie descrittive usate da March Bloch e Lucien Febvre sulla loro rivista «Les Annales d'histoire économique et sociale», e privilegiamo la lettura di fatti economico-sociali rispetto a quelli politici, ci accorgiamo subito che per l'altra parte della Regione, il Friuli, il nome rimanda a una realtà più stabile. Fino al secondo dopoguerra era un'area povera, essenzialmente agraria, da cui molti emigranti erano costretti a partire, ma verso cui mandavano i loro risparmi, creando una rete robusta di solidarietà e di riconoscibilità identitaria. Tendenzialmente omogenee erano anche le parlate friulane, seppur diversamente modulate a seconda che i parlanti abitassero la pianura, la montagna o la città. L'identità veniva enfatizzata anche attraverso la fondazione all'estero di associazioni etniche, i Fogolârs Furlans, che ricordavano la piccola patria, la casa, la famiglia, elementi tipici di una cultura contadina. Poi, dopo il terremoto del 1976, e in sintonia con le trasformazioni economiche globali, il Friuli si è modernizzato, sia implementando lo sviluppo della piccola e media impresa, spesso a gestione familiare, con i relativi servizi, sia investendo in cultura, di cui l'Università è forse l'emblema più vistoso. Mantiene un profilo

omogeneo in cui settori primari, secondari e terziari sembrano essersi fusi e integrati verso un obiettivo comune di sviluppo. Il Friuli¹, a parte l'attuale fase di crisi che investe tutta l'Europa, si presenta come una regione economicamente forte, che guarda collaborativamente oltre gli ex confini, che sa fare impresa, insomma che si propone come parte nobile e ben identificabile di un Nord-Est europeo. L'esigenza di competere con la globalizzazione ha saputo rilanciare la specificità locale, soprattutto in alcuni settori agroalimentari, dove la marilenghe ha assunto un'altra connotazione: espressione non più di una parlata bassa e popolare, è divenuta esibizione di una specificità che può creare sviluppo economico, fare distretto, rispondendo alle grandi corporation con l'offerta di prodotti agroalimentari locali² e turistici capaci di integrarsi con quelli di Austria e Slovenia. Friulano è un marchio economico-culturale che viene reclamizzato e venduto con profitto.

Trieste ha una storia diversa: da secoli sotto l'impero asburgico, entità composita e plurietnica, dai confini mobili e permeabili, è cresciuta solo quando Carlo VI, nel 1719, la dichiarò porto franco³. Qui sono confluiti mercanti, artigiani, imprenditori da tutto il bacino mediterraneo, oltre che dal centro Europa. Alla guida della città si formò presto un ceto cosmopolita unito dall'interesse di reciproche relazioni di fiducia. I triestini non avevano un'identità forte: essere cittadini o residenti non faceva gran differenza e dunque le tensioni si avvertivano piuttosto nel rapporto tra il proprio status sociale e l'assunzione di oneri economici, quali il pagamento delle imposte, la partecipazione alla difesa della città o alla sua vita cerimoniale⁴. L'appartenenza municipale poteva apparire una categoria labile, tanto più che alla massa degli abitanti locali si affiancava una folla di forestieri "fluttuanti" leggermente inferiore uguale o superiore a

¹ Il Friuli ha una rappresentazione più coesa, anche perché, probabilmente, facendo parte per un periodo molto più ristretto di un impero dai confini in assestamento continuo, come quello asburgico, ha avuto una storia non solo più omogenea, ma anche caratterizzata da un'evoluzione improntata a valori coesi e riconosciuti da una collettività estesa.

² Sono alcuni temi ripresi dagli autori di un volume curato dalla Provincia di Udine, AAVV, *Lingue minoritarie e identità locali come risorse economiche e fattori di sviluppo*, Udine, Forum, 2004.

³ Cfr: Daniele Andreozzi, in Daniele Andreozzi, Roberto Finzi, Loredana Panariti, *Lo specchio del confine. Identità, economia e uso della storia in Friuli Venezia Giulia (1990–2003),* numero monografico de «Il Territorio», 21/22, XXVII, pp. 32-49.

⁴ Simona Cerutti, Robert Descimon, Maarten Prak, Premessa, in «Quaderni storici», 89, 1995, p. 282.

seconda dei casi, ma sempre paragonabile in ordine di grandezza⁵. Non si chiedeva mai chi eri ma cosa eri in grado di fare, né contavano le differenze religiose o linguistiche, mentre gli scambi matrimoniali furono sempre numerosi e continui. Nell'Ottocento il criterio di cittadinanza era divenuto già meno fluido, mentre il ceto mercantile, dovendo rinegoziare il proprio ruolo nell'impero, cominciava a perdere il suo profilo cosmopolita⁶. Col Romanticismo, sui nostri confini come altrove, gli idiomi forgiati sulle identità nazionali, con i loro vischiosi poteri di identità, diventarono uno strumento centrale della concorrenza tra i tre poli dell'impero (Vienna, Praga e Trieste). La lotta pertanto non fu tanto fuori quanto dentro l'impero per la conquista del predominio.

È ben noto che a Trieste nel tempo si sono formate almeno due diverse identità, quella cosmopolita, cittadina ed europea, e quella piccolo-borghese nazionalista ed italiana. Quando, all'inizio del Novecento, si avviò il processo di ridefinizione dei linguaggi per la legittimazione della propria appartenenza, prevalse l'affermazione di italianità che divenne elemento cardine nell'agone politico cittadino. Fu messo in secondo ordine l'interesse economico, che avrebbe dovuto suggerire piuttosto fedeltà all'impero. Nonostante fosse ancora una città popolata da persone provenienti da culture e lingue diverse, e unite da incroci matrimoniali, il suo progetto cosmopolita era ormai passato in secondo piano. Era diventata la Trieste romana quella cui guardare⁷. E quello che non era successo nei due secoli precedenti, accadde col fascismo, che adottò infine la lingua come dispositivo di selezione⁸.

⁵ Carlo Gatti, Numeri, forse uomini. Riflessioni quantitative sulla Trieste di metà Settecento, in Daniele Andreozzi e Carlo Gatti (a cura di), Trieste e l'Adriatico. Uomini, merci, conflitti, Trieste, EUT, 2005, pp. 35–72

⁶ L'avvio della trasformazione da emporio a porto di transito, infatti, con la maggiore articolazione della società locale, e il minor afflusso di ricchezze, provocarò la segmentazione degli interessi in campi non più riassumibili nel ceto mercantile, che perdeva le sue connotazioni di ceto dirigente e cosmopolita. Uno dei paradigmi che più ha influenzato la storiografia su Trieste è l'evidenziazione del ruolo centrale, dal 700 ai primi anni del XX secolo, dei legami della città col suo retroterra danubiano balcanico e la conseguente dissociazione tra la razionalità economica che la spingeva verso la fedeltà all'impero asburgico e l'idealità politica che la portava a parteggiare per il Regno d'Italia.

⁷ Angelo Vivante, nel suo *Irredentismo adriatico*, Firenze, La Voce, 1912, lo aveva subito notato: nazionalisti ed antislavi erano i piccoli borghesi; i proletari privi di coscienza e di classe e di stirpe eranó indifferenti alla nazionalità, così come l'alta borghesia.

⁸ François Walter, Frontiere, confini e territorialità, in «Storica», 19, 1991, p. 138.

Se il progetto cosmopolita era scomparso, dovevano essere cancellati anche i suoi lasciti, ovvero la pluralità linguistica e culturale. Con l'italianizzazione, venne la proposta di un nuovo possibile destino, quello di «porta orientale», per l'imperialismo fascista, verso i Balcani. Ma se «Trieste per gli italiani era diventata "la porta orientale", per gli sloveni era "la finestra sul mondo" okno v svet»9. La città era palesemente multiculturale e dunque, come accade spesso in questi casi, destinata a subire violenza allorché un regime totalitario, come fu quello fascista, che proprio in questa città nel 1938 annunciò le leggi razziali, impose di annientare le diversità. Come è noto, la violenza innesca meccanismi espiatori, attivati allo scopo dichiarato di purificare, eliminando qualsiasi elemento di contaminazione, come spiega bene René Girard nel suo La violenza e il sacro. Trieste fu dunque l'unica città italiana dove si organizzò un campo di concentramento per ebrei, slavi, zingari, ecc., allo scopo di reprimere l'altro. Con la sconfitta del fascismo, e la vittoria, tra gli altri, di Tito, dopo la seconda querra mondiale Trieste visse il dramma dell'esodo degli italiani d'Istria, e ritrovò un ruolo quale città nuovamente di frontiera, quella della cortina di ferro, che divideva il mondo nelle due sfere d'influenza, americano e sovietico, del capitalismo e del socialismo reale. In realtà il confine era poroso, e l'antislavismo, che negava il cosmopolitismo, non vietava tuttavia ai commercianti triestini di arricchire con società di import-export, con reti commerciali al dettaglio alimentate anche da un poderoso flusso umano che ogni giorno attraversava la "cortina" per recarsi negli empori del borgo teresiano. La delusione per la politica nazionale¹⁰ alimentava il rimpianto per il periodo in cui la città era parte dell'impero: lo hanno in qualche modo "mitizzato" Lino Carpinteri & Mariano Faraguna con le Maldobrie, in chiave umoristica, Magris con Il mito asburgico, in uno stile "sublime" e, in una prospettiva multipla, Ferruccio Fölkel, con Gial-

⁹ Marta Ivašič, Lessico familiare: l'uso delle parole quando si parla di storia, in AA.VV. Frontiere invisibili? Storie di confine e storie di convivenza, a cura di Anna Maria Vinci, Trieste, EUT, 2010, p. 31. Anche «la "landa carsica", come viene comunemente denominata, cioè un luogo piano e deserto, è in sloveno kraška gmajna, la terra della comunità, dei pascoli, dei boschi e degli stagni comuni, dal tedesco gemeinde», ibidem.

¹⁰ Intanto, alla fine degli anni 70, intellettuali e professionisti triestini hanno dato vita al movimento del Melone, che ha intercettato un generalizzato sentimento anti - partitico prima che antipolitico. Evento scatenante non fu tangentopoli ma il trattato di Osimo con cui si chiudeva la partita riguardo ai destini dell'Istria ed egli istriani.

lo e nero era il mio impero e Carolus L. Cergoly, con *Il pianeta Trieste*, nel volume scritto a quattro mani, *Trieste provincia imperiale. Splendore e tramonto del porto degli Asburgo*.

Ma la città con il suo traffico di confine che ha portato nel borgo teresiano tanti acquirenti e che probabilmente si trovava all'incrocio di traffici ben più redditizi, seppur non palesi, ha assunto anche un altro volto, che comincia ad incrinare la compattezza degli altri due. Se ne è fatto interprete Mauro Covacich, intento a seguire percorsi non tanto dell'io quanto dell'immaginario contemporaneo, alimentato dall'orrore quotidiano dei reportage sulla guerra che ha insanguinato le repubbliche viciniori. Questa ha contagiato le cronache quotidiane di un opulento Nord Est invaso dalla «banalità del male», come direbbe Hanna Arendt: l'apartheid, la crudeltà dei rapporti interpersonali, la rivalità generazionale, la difficoltà ad accettare il diverso generano racconti raccapriccianti nella loro apparente normalità. Situazioni affettive, emotive, intellettuali, sociali, sessuali, biologiche sono colte nella loro degenerazione per l'intromissione di una follia che ormai fa parte della comune dimensione del vivere, accresciuta dagli imperativi posti della società dei consumi. A Covacich si deve dunque una rivisitazione del mito di Trieste, reso esplicito in un saggio di costume: con Il piercing di Sissi l'autore descriveva una città tutt'altro che asburgica, ma carioca, in cui fitness e godimento stanno alla base di un edonismo un po' easy going, alla californiana, che i nostri vicini friulani considerano erroneamente godereccio, «qualcosa che non si confà agli standard della produzione e del profitto nordestino»¹¹. I contatti promiscui che resero la città campione di cosmopolitismo mitteleuropeo non si svelano nei caffè letterari, ma davanti alla stazione delle autocorriere, trasformata in sala teatrale, la Tripcovich, ove nel tardo pomeriggio stazionano sui suoi scalini ungheresi, serbi, boemi, croati in attesa che arrivino i loro pullman per tornare a casa. Un'ora dopo signore più o meno eleganti salgono quei gradini per andare a concerto. Trieste, mare a parte, è però in questo simile a tutto il resto del mondo industrializzato e dunque anche Covacich, che scrive da un interessante punto di vista "giovanilistico", sa bene che il mito della città cosmopolita andrebbe assolutamente ridefinito ed aggiornato.

¹¹ Mauro Covacich, *Il piercing di Sissi*, in AA.VV., *Dal centro dell'Europa culture a confronto fra Trieste e i Carpazi*, Pécs, Imago Mundi, 2002, p.102.

Dopo la caduta del muro di Berlino, l'apertura delle frontiere, lo spaccarsi della Jugoslavia, il sorgere di un nuovo confine interno in Istria, la città si è trovata al centro d'Europa sia sull'asse Est-Ovest che su quello Nord-Sud. Trieste, e con lei la Venezia Giulia, bisogna dunque che torni a riprogettarsi dentro gli spazi fluidi ampi e plurali in cui era nata una seconda volta nel 1719. Ma stenta a farlo, perché non sembra in grado di attrarre innanzitutto nuovi traffici o imprese, di qualunque tipo si voglia. Perciò, contrariamente a quella friulana, legata all'economia, l'immagine di Trieste, dove pur non mancano imprese, appare più consona alla cultura, ma a quella di un passato lontano, seppur letterariamente glorioso.

Jan Assmann afferma che se «un essere umano -e una società umana- è capace di ricordare solo ciò che si può ricostruire come passato all'interno di quadri di riferimento di un presente dato, allora ciò che verrà dimenticato sarà precisamente ciò che in tale presente è privo di quadri di riferimento » 12. Ma se tutto questo è vero, allora forse bisognerebbe recuperare altri ricordi rispetto a quelli di una storiografia che è stata tirata per le giacchetta da ideologie, irredentiste o mitteleuropee che fossero, ormai superate dai tempi. Il dialetto triestino ha componenti molto più eterogenee rispetto a quello friulano (era stato adottato quel dialetto veneto divenuta lingua franca degli spazi commerciali in tutto il Mediterraneo, ma poi entrarono termini tratti dalle più diverse lingue, greca, tedesca, slava, serba, ebraica ecc.) e non si accompagna a un prodotto innovativo¹³. Il ricordo dei tempi d'oro ha mantenuto nel tempo il mito della città che un tempo fu porto dell'impero asburgico. I monumenti più significativi restano ancora quelli letterari piuttosto che le realizzazioni materiali della creatività umana. La città continua ancora ad evocare alcuni nomi, meno quello di Slataper, più quelli di Svevo, Saba, Joyce, ecc. rappresentanti di una mitteleuropa di carta¹⁴ che gli altri ci riconoscono ma che è difficile, stando qui,

¹² Jan Assmann, *La memoria culturale. Struttura e ricordo e identità politiche nelle grandi civiltà antiche,* trad. it, Bologna, Il Mulino, 1997, p. 12.

¹³ L'offerta di prodotti locali è limitata a prodotti di nicchia, vista l'esiguità del territorio agricolo a disposizione nella sua provincia, la più piccola d'Italia, seppur sia stata stimolata anche dai mutamenti climatici (olio, vino), ma il vero prodotto cosmopolita, indebolitosi il sistema economico e accentuatasi la caduta demografica, dovrebbe nascere dalla presenza dell'Università e degli importanti centri di ricerca in essa localizzati, per fare della pluralità un marchio doc. La città della scienza e del sapere invece non è mai decollata come realtà specifica e immagine centrale.

¹⁴ Cfr. Joseph Cary, A Ghost in Trieste, Chicago, University of Chicago Press, 1993.

accettare come realtà davvero viva: non c'è progetto alcuno che ridia senso al mito. Che è stato ripreso recentemente, questa volta non in contrapposizione alla romanità, ma al cosmopolitismo cittadino, allorché, ad esempio, nel 2000, si era parlato di costruire in città una moschea: Trieste, attraverso la stampa cittadina, si dichiarava mitteleuropea, ma nel senso di una città quasi alpina, vicina alla Padania, all'Austria e alla Svizzera¹⁵.

Probabilmente si è commesso un errore di prospettiva esaltando questo aspetto, invocato da una categoria dello spirito percepita da alcuni intellettuali, e dimenticando la dimensione marittima di questa "enclave" adriatica, spezzata dalla sua storia, ma unificata dalla lingua, dalla sua cultura, nonché della sua letteratura a partire da Tommaseo. All'inizio del Novecento non c'erano confini con la Slovenia e i 57 mila abitanti di "lingua d'uso slovena" avevano fatto di Trieste la città in cui massima era la concentrazione urbana di quel popolo, che, come diceva il deputato al parlamento di Vienna Ottokar Rybar nel 1913 «Nella lotta per Trieste noi faremo il nostro interesse e l'interesse di tutti i popoli slavi» 16. Del resto Ivan Cankar, il padre della prosa e del dramma moderno sloveno, nella sua ultima conferenza Očiščenje in pomlajejie (Purificarsi e ringiovanire) aveva detto che «Lubiana è il cuore della Slovenia, ma Trieste ne è il polmone»¹⁷. Gli ebrei, classe dirigente triestina che nei primi del Novecento dotarono la città della più grande sinagoga d'Europa, insieme ai greci, che costruirono i palazzi più prestigiosi della città, misero a disposizione i capitali necessari per fondare banche e assicurazioni, insieme a Croati e Serbi, la comunità più numerosa presente sul territorio.

La creolizzazione c'era, e si coagulava in quel frammento vitale di territorio il cui centro era il porto, fervido di attività e crocevia di arrivi e partenze. O mostra bene la documentazione depositata al Museo del mare relativamente ai diari dei capitani di lungo corso reclutati sul litorale tra Rovigno e le Bocche di Cattaro per le navi della marina mercantile austriaca della "Società Lloyd",

¹⁵ Cfr. Giuliana Parotto, Il linguaggio del multiculturalismo. Trieste cosmopolita tra identità e differenza, in AA.VV., Trieste multiculturale. Comunità e linguaggi d'integrazione, a cura di Roberto Scarciglia Bologna, Il Mulino, 1911, pp. 56-61.

¹⁶ Marija Pirjevec, *Una storia triestina, in L'altra anima di Trieste,* a cura di Marija Pirjevec, Trieste, Mladika 2008, pp. 7-8.

¹⁷ Ivi, p. 8.

dove erano imbarcati nostromi, timonieri, marinai, cuochi o semplici manovali¹⁸: Bugliovaz, Bogdanvich, Bussanich, Nicolich, Jurissevich, sono alcuni dei nomi che compaiono anche nelle Maldobrie. Non tanto la terraferma mitteleuropea, ma la fluidità del mare, luogo naturalmente di scambio, i cui confini sono le altre sponde del Mediterraneo, è stata la dimensione entro cui è ripartita la storia, le cui tracce sono ancora evidenti, seppur poco evidenziate. Eppure i segni ci sono: Fincantieri, con i suoi uffici di progettazione e i suoi cantieri navali, la Wartsila, produttrice di motori navali, un porto le cui acque sono le più profonde del Mediterraneo, un'abitudine alla vela, sport e diporto praticato da molti, tanto da ispirare il prodotto più noto di Trieste, la "Barcolana"; né va dimenticata, tra le altre, l'industria produttrice di vernici navali antivegetative, quella Veneziani che ha permesso a Svevo di cogliere le dinamiche culturali di un ceto produttivo e di scrivere il suo capolavoro. Ma anche nell'aspetto architettonico il mare è centrale: il porto vecchio, esempio ineguagliabile di archeologia industriale il cui riuso tutta la città attende; il borgo teresiano stesso, progetto architettonico unico in Europa con il suo canale pensato per portare le merci nel cuore della città, con le sue case-magazzino.

Ci piacerebbe poter applicare quelle categorie che Fernand Braudel¹⁹ assegnava al Mediterraneo, e considerarle come proprie non di un altro mare, ma di una sua porzione nord orientale. Un confine dilatato e proteso. Certo, ci vuole ora un progetto di rilancio di respiro europeo e non basterà il ricordo seppur nobile di qualche scrittore a trattenere i nostri giovani in regione. Quell'eredità culturale potrà certamente aiutare a essere cosmopoliti di fatto, in maniera silenziosa e meno identitaria possibile: Trieste è una città che si lascia vivere e, almeno, lascia ancora vivere. Ma deve avere un progetto che non la obblighi ad entrare in conflitto con realtà vicine, e che piuttosto contribuisca a coordinare i reciproci interessi di qua e di là del confine; la lotta sarebbe questa volta non di conquiste territoriali, ma di tariffe e patti sociali. Scelte locali e globali, come è per l'economia del Friuli, dovrebbero interessare anche la Venezia Giulia, visto il futuro che ci attende. Se è vero che nel giro di 40 anni gli europei scenderanno dagli attuali 333 milioni a 242 milioni, per colmare il divario saranno necessari

¹⁸ Marija Mitrović, *Trieste nelle memorie marittime*, in AA.VV., *Cultura serba a Trieste*, a cura di Marija Mitrović, Lecce, Argo, 2009, p. 187.

¹⁹ Fernand Braudel, Civiltà e imperi del Mediterraneo nell'età di Filippo II, trad. it. Torino, Einaudi 1953.

almeno 30 milioni di nuovi arrivi, altrimenti la nostra economia europea subirà un tracollo, e con essa lo stile di vita cui teniamo tanto. Per integrare comunità così differenti Richard Sennet suggerisce che una collaborazione informale è la via migliore per fare esperienza della "differenza"²⁰. I confini probabilmente non conteranno più, l'Europa, se non ci sarà catastrofe, dovrebbe contenere lingue e popoli anche disomogenei, dentro un'unica entità, possibilmente anche economica. Dunque la comunicazione fra persone dotate di competenze diverse dovrebbe produrre interessi tanto più solidi quanto più disordinati e non regolamentati saranno. Insomma si dovrebbe desiderare di scoprire l'altra persona senza sapere o progettare prima dove ciò condurrà. Dice bene Zygmunt Bauman²¹ quando sottolinea che nella collaborazione tutte le parti devono quadagnarci, non una soltanto, e che in questo rapporto sia necessario guadagnare o perdere soltanto se lo si fa insieme. Aggiunge poi che bisogna imparare innanzitutto per noi -ed è la cosa più importante- a trasmettere la nostra esperienza e il nostro sapere a tutti coloro che sono chiamati e desiderano imparare da noi. Ed è su questi temi che queste terre possono ancora insegnare qualcosa.

Se sono stati ricordati dei percorsi diversi e contraddittori che hanno contribuito a scrivere le storie della città, ciò è stato fatto per mettere in evidenza la speciosità del problema. Di fatto, sappiamo bene che la nazione moderna, segnata da confini nazionali, è un'invenzione dell'Europa, esportata, nei due secoli appena trascorsi, in tutto il resto del mondo. Le nazioni della parte occidentale del nostro continente, fucine di grandi civiltà nate dalla fusione di culture ed etnie diverse, sono passate almeno attraverso un paio di momenti critici, di cui oggi portiamo le conseguenze: la purificazione unificatrice, prevalentemente di natura religiosa, e la sacralizzazione delle frontiere. La prima forza disgregatrice corre lungo l'asse dei secoli, e sorregge, come si sa, in prima battuta progetti di potere. La seconda nasce alla caduta degli imperi, napoleonico, ottomano, austro-ungarico, zarista, ecc., ed ha nuovamente un fine politico condiviso dai gruppi egemoni. Sono stati questi poi a creare, con i mezzi

²⁰ Richard Sennett, *Insieme. Rituali, piaceri, politiche della collaborazione,* Milano, Feltrinelli, 2012 (Toghether: The Rituals, Pleasurese and Politics of Coopertation, Yale, 2012).

²¹ Il testo parziale dell'intervento ai *Dialoghi sull'uomo* a Pistoia il 27 maggio 2012 è riportato sul quotidiano «la Repubblica» del 21 maggio 2012, p. 49.

di comunicazione di cui hanno disposto nel tempo, l'opinione pubblica, istillando e gestendo le paure, per stabilirne poi gli antidoti: tendenzialmente passive, le masse, sono state usate e aizzate contro i nemici di volta in volta additati come mortali, siano essi rappresentanti di altri gruppi antropologici, di altre religioni, di altre fedi politiche, di altri costumi sessuali. La storia del «capro espiatorio» è antica, anche se forse ormai pochi sono messi nella condizione di riscoprire le sue diverse incarnazioni nei secoli: il sapere umanistico, infatti, quello che è più impermeabile alle lusinghe del potere e della ricchezza, da troppo tempo è stato messo fuori causa. È giudicato inutile, improduttivo, tendenzialmente eversivo, incontrollabile. E invece è proprio da guesto sapere, antieconomico, a venirci alcuni suggerimenti suggestivi. Gayatri Spivak propone infatti che possa essere messa da parte ogni presunzione di differenza, quale che sia, e che si presupponga il pianeta come uno spazio collettivo in cui ogni gruppo agisca per sineddoche, ovvero pretenda di rappresentare, attraverso una sola parte, il tutto. È un'indicazione preziosa per curare una cultura che a un certo punto si è settorializzata, abbandonando ai margini del sapere lo studio dell'uomo, della sua capacità di esprimere emozioni, sentimenti, fantasie, dubbi, del suo bisogno di ritrovarsi in valori per cui val la pena lottare e di comunicare attraverso elaborazioni concettualmente universali. Ovvero ha rinunciato a considerare attivo un patrimonio artistico, letterario, pittorico, musicale, l'unico capace di dar forma a bisogni primari dello spirito che altrimenti sono difficili da riconoscere e da gestire.

Se leggiamo il romanzo che sta all'origine della tradizione narrativa occidentale, il *Chisciotte*, non dobbiamo meravigliarci se il suo autore, nella cristianissima Spagna, confessa di aver trovato quella storia in un manoscritto arabo comperato a Toledo, fatto poi tradurre da un moro. Toledo ospitava comunità arabe ed ebraiche ed era stata sede di una scuola di traduzione, dall'arabo in volgare romanzo, dal volgare in latino: decadde con la cacciata degli arabi e degli ebrei. Cervantes, creatore di un personaggio che è diventato simbolo universale di un modo d'essere uomo, era erede di una cultura rinascimentale ed umanistica che anche in Italia aveva saputo intrecciare saperi diversi, lungo assi che andavano dal Nord al Sud, e da Estad Ovest del mondo conosciuto. L'umanesimo e il rinascimento, e anche il barocco, a partire da Leonardo per arrivare a Bruno e Galileo, consideravano tendenzialmente unitario il sapere, che si è separato in umanistico e scientifico con la nascita dell'industria, responsabile di cambia-

menti epocali, sia antropologici che etici. Questa nuova realtà, per crescere, ha avuto bisogno, infatti, di tecnicizzare la scienza, ovvero di enfatizzare il mezzo senza riguardo al fine.

Così, con la vittoria inesorabile della cultura imposta dalla rivoluzione industriale, che ha creato le guerre di mercato, l'uomo non è più stato al centro del mondo, perché la logica economica mal si adatta ai suoi bisogni, piuttosto ne crea di altri, alimentando così un conformismo comportamentale ed emotivo che ha posto la letteratura e l'arte ad essere, tendenzialmente, contro quel sistema. Dal di fuori, e con la perfetta consapevolezza che la battaglia era perduta in partenza, scrittori ed artisti dall'Ottocento in poi hanno attaccato la morale distorta di una società che ha come fine supremo il denaro e che ha trasformato l'uomo in acquirente, un essere debole e succube di un sapere arrogante, che schiaccia chi non si allinea coi suoi valori. E che divide. Certo, indietro è difficile tornare, ma si può cercare di progettare un futuro che corregga, per quanto possibile, gli errori che sono evidenti non a tutti, ma certamente a chi spera che altri modelli di convivenza possano essere culturalmente attivi. È da una prospettiva umanistica che forse, prima di parlare di unità politica ed economica d'Europa, dovremmo ripartire, una volta considerato che se il vecchio continente vuole avere una sua autonomia deve essere necessariamente multiculturale, così come plurimo è ognuno di noi. Ci vorrà ancora del tempo ma, come è emerso anche in questo convegno, sarebbe auspicabile che le nazioni comprendano di far parte di un territorio comune ben più ampio. È evidente che lo sbocco auspicabile sarebbe una federazione economica e politica. Naturalmente a nessuno sfugge che prima ogni paese deve assumersi le proprie responsabilità e lavorare perché le regole siano rispettate da tutti. La sociologia più moderna, Sennet, Bauman, Spivak, ci suggerisce che la logica va ribaltata e che i confini, se significano contrapposizione identitaria, sono non solo sono speciosi, ma dannosi per chiunque, se solo unificando strategie politiche ed economiche è possibile progettare una salvezza comune. Il vincitore, altrimenti, sarà fuori d'Europa. Il dialogo, non lo scontro, lo scambio e non la colonizzazione, una volta compiuto un risanamento necessario, sembra la via per accettare la caduta di ogni frontiera nazionale, pur nell'osservanza delle più diverse, macro e micro, identità e culture. Certo, vanno a modificarsi innanzitutto modelli e costumi di vita cui eravamo da molti decenni abituati. Salman Rushdie, erede di un altro sapere, quello d'oriente ma, umanisticamente, pregno anche della cultura d'occidente, in un suo romanzo, *The Enchantress of Florence*, ci conduce dall'India fino nel cuore dell'Umanesimo e del Rinascimento italiano e dei suoi protagonisti. Dalla cultura di un paese che è ormai economicamente leader mondiale, prima che venga omologata a quella capitalistica, riceviamo dunque l'invito a calibrare i desideri su uno spettro di bisogni d'altro genere che il possesso e il potere.

A questo punto è possibile allora tornare a Trieste e alle sue frontiere in movimento, tralasciando in questo caso proprio l'aspetto che sembra più prezioso, che è il più ovvio, quello della sua multiculturalità: certo è importante che si riproponga come la città in cui la percezione dell'alterità è un dato costante, per quanto riguarda la presenza di altre culture e lingue, come quella in cui si esprime la minoranza autoctona slovena: Miroslav Kosuta, Marko Kravos o Aleksij Pregarc, Alois Rebula, e, primo fra tutti, Boris Pahor. Anche Veit Heinichen, scrittore tedesco di gialli inquietanti, ha scelto di vivere in questa città, come Khaled Fouad Allam, algerino naturalizzato italiano, ricercatore presso il nostro ateneo ed autore di molti libri su tematiche inerenti ai rapporti tra mondo arabo-islamico ed occidente. Ma l'appartenenza ad altre culture non mi sembra essere la frontiera più significativa, al di là di una memoria storica che è giusto mantenere viva, ma che forse va indirizzata verso altre finalità. Ci sono infatti confini ben più difficilmente rimovibili, come quelli di natura economica, ad esempio, o culturale per quanto riquarda la scolarità. In questo ambito Trieste è stata, a mio avviso, davvero esemplare. Quando il sud del mondo era chiamato il terzo mondo, ricordo che in città, se si vedeva un uomo di colore, non si pensava che fosse un lavoratore umile, ma probabilmente uno scienziato, di quelli che si chiudevano nelle aule e nei laboratori del Centro Internazionale di Fisica Teorica Abdus Salam, fondato nel 1964, dove s'imparavano teorie scientifiche e tecnologie da esportare nei paesi più deboli.

Questo è forse l'aspetto che più mi piace sottolineare quando si parla di frontiere e dei loro movimenti: il dono del proprio sapere, e, forse, a Trieste, la possibilità di confrontare tra di loro i due linguaggi dei due principali pilastri della cultura, quella umanistica e quella scientifica. Perché qui si potrebbe giocare il futuro, che non va lasciato andare al caso, ma che va invece stimolato, ideato, soprattutto ora che si profila un destino di impoverimento generale e di ingiustizie sociali. Avere un'idea è molto più importante ai fini del successo di quanto non lo siano il territorio, la popolazione, le risorse naturali o la leader-

ship tecnocratica. Anzi, per dirla con una famosa frase pronunciata da Keynes durante la grande crisi del 1929, il mondo è governato quasi solo da esse. L'idealismo in questo caso ha una ragione produttiva, per questo è necessario immaginare il futuro, pensarlo prima che i suoi rudi o corrotti costruttori lo distruggano in nome di un sedicente progresso materiale e di una sedicente società del benessere.

L'incongruenza tra bisogni del capitale, ricerca tecnologica e bisogni umani era già stata segnalata dagli scrittori triestini di primo Novecento, guando stava nascendo la civiltà ora in forte crisi, quella industrial-capitalistica: Svevo e Saba, allora poco conosciuti ed ascoltati, rispetto ai portabandiera dell'irredentismo nazional-liberale, avevano ben diagnosticato il grado d'alienazione cui era giunta quella cultura diffusa e omologante. Anticipavano le riflessioni di Carlo Michelstaedter, che nella sua tesi di laurea La persuasione e la rettorica (1910) assegnava proprio alla facoltà analitica all'arte, scienza felicemente inesatta e capace di operare attraverso incognite infinite, la funzione primaria di mostrare le incongruenze di scelte dettate dalla rettorica sociale, basata sulla logica della convenienza sistemica: «... soltanto se guesta vastità di vita viva tutta attualmente, saranno vicine le cose lontane. Soltanto se essa chieda nel presente la persuasione, essa potrà reagire in ogni presente con una sapienza così squisita ed enunciando il sapore che le cose hanno per lei, costruire la presenza d'un mondo che poi gli uomini dicano sapere o arte o sogno o profezia o pazzia a parer loro»²². Questa era la persuasione.

Il giovane goriziano lo scriveva riprendendo ed aggiornando alla luce dei nuovi sviluppo storici quanto già detto e ripetuto da Parmenide, Eraclito Empedocle, Socrate, l'Ecclesiaste, Cristo, Eschilo, Sofocle, Simonide, Petrarca, Leopardi, Ibsen e Beethoven. Queste suggestioni sono state in qualche modo poi riprese da Bobi Bazlen, un altro intellettuale triestino che fece pubblicare i più importanti scrittori del Novecento europeo. Di cultura ebraica, come Kafka, Saba, Svevo e Michelstaedter, anche lui condannava la *rettorica*, e cercava di individuare l'impervia strada della *persuasione* per provare a vivere una vita autentica. Ma sapeva che, per mostrare le cose come davvero stanno, bisognava ribaltare la logica della vita "banale", coi suoi ideali utili alla sopravvivenza di un

²² Carlo Michelstaedter, *La persuasione e la rettorica*, in Idem, *Opere*, a cura di G. Chiavacci, Firenze, Sansoni, 1958, p. 178 (appendice II).

potere ideologico condizionante e castrante. Bazlen dunque, di fronte ai miti di massa del successo, della ricchezza e della potenza sessuale, giunse a teorizzare, attraverso il riuso di archetipi antichi, la superiore saggezza di un soggetto debole e la bellezza del naufragio. Questo dunque potrebbe essere il destino dell'uomo che non si fa difensore di una Kultur, quale che sia, e che preferisce fluttuare nel perenne divenire del tao, comprensivo di ogni cosa e del suo opposto, per trovare altre vie in un sistema che ha organizzato un mondo secondo tautologie assurde.

Dunque se frontiere nazionali, culture, ricostruzioni storiche, miti, in questa piccola porzione di una regione più ampia si sovrappongono e si moltiplicano senza azzerarsi, se aperto è il carattere di una letteratura capace di teorizzare la polivalenza, allora si può sperare che davvero un'altra barriera possa andare in frantumi: la contrapposizione tra ideali di una cultura che mette al centro la persona, e quelli di un'industria che deve tener d'occhio il profitto. Mi piace concludere riprendendo alcune riflessioni di un triestino che qui è stato citato solo di sfuggita e che non è tra quelli di cui si parla spesso, Scipio Slataper. Le sue tre anime, italiana, slovena, tedesca, gli impedirono di considerare separatamente le tre possibili identità e dunque, di fronte all'ipotesi della guerra, la prima guerra mondiale, gli proibirono di considerare il conflitto una forma di conquista territoriale. Al contrario, al possibile vincitore, chiunque sarebbe stato, raccomandava di amare il nemico vinto, di non usurparne il territorio e di non voler distruggere la sua cultura: era il federalismo che auspicava, non l'annessione. Lo scrive nel *Mio Carso* (1912), mentre infuria la guerra di Libia, coloniale dunque, e le tensioni che si avvertivano nell'aria non lasciavano prevedere sui tempi lunghi la pace in Europa. Il giovane protagonista, vagando tra magazzini e depositi sulle banchine della città da cui salpavano navi per tutto il mondo, si compiaceva della vista di tante merci che davano potere e ricchezza e lavoro a Trieste. Ma, provato il dolore per il suicidio della donna amata, comincia a vedere diversamente il lavoro, che dà ricchezza ma il cui valore forse va rapportato ad altre dimensioni dell'anima. Non più strumento di realizzazione, sociale e morale, in quanto sfruttamento dell'uomo sull'uomo, diventa così ai suoi occhi viatico per l'espiazione delle proprie colpe. «Amare e lavorare» è l'endiadi di un finale che nel romanzo ribalta il punto di vista del mercante, e ne fa un ideale che contempla la dedizione all'altro, così come, in caso di guerra, prevede comunque una fratellanza tra vincitore e vinto: «vi tendiamo la mano,

e vi preghiamo d'essere giusti con noi come noi cerchiamo d'essere giusti con voi. Perché noi vi amiamo, fratelli, e speriamo che ci amerete. Noi vogliamo amare e lavorare»²³.

Credo che questo auspicio, la rinuncia al profitto per il rispetto dell'altro, possa minare tutte le frontiere, e non mi stupisce che un messaggio del genere, capace di rimescolare saperi e ideali, sia potuto giungere da uno scrittore triestino che nel 1915 morì volontario sul Podgora. La frase, rivolta alla sua città, continuava nei modi che prevedono sacrificio in cambio del privilegio di aver avuto in dono da lei un'«anima in tormento»: «Noi ti vogliamo bene e ti benediciamo, perché siamo contenti di magari morire nel tuo fuoco»²⁴.

²³ Scipio Slataper, *Il mio carso*, Firenze, «Libreria della Voce» (ristampa anastatica), 1912, p. 124.

²⁴ Ibidem

Melting pot italian style

Patrizia Vascotto

Key words: multicultura, intercultura, mito e realtà, mosaico di culture, euroregione e frontiere, neocosmopolitismo illuminista, melting pot, integrazione

Multicultura, intercultura - Il caso Trieste

In un'Europa teatro di nuove fortissime ondate migratorie, in un continente che ha già conosciuto nella propria storia fenomeni di integrazione culturale e di conflitti per la difesa delle micro e macroculture, in una realtà planetaria caratterizzata dalla globalizzazione a tutti i livelli di interazione societaria, si rende purtuttavia ancora necessario un chiarimento terminologico.

Multicultura è la compresenza su un territorio di culture differenti l'una dall'altra. Una semplice giustapposizione di realtà, che hanno momenti di contatto ma non necessariamente di scambio o di osmosi.

La città di Trieste, conosciuta e proposta come luogo multiculturale par excellence, non può però limitarsi ad esibire i reperti delle culture esistenti su una passerella o in una vetrina. Non è inoltre, la multicultura, una specificità esclusiva di Trieste. Molte città del Mediterraneo possiedono le medesime caratteristiche, e molte grande metropoli italiane, europee e di altri continenti annoverano tra i propri abitanti individui o gruppi di individui provenienti da altri paesi e portatori di altre culture radicate sul territorio. Trieste è una città in cui, peraltro, si vedono le chiese degli Altri del passato ma non si vedono i veli e i colori degli Altri del presente, né tantomeno gli Altri (del presente e del passato) che non hanno chiese diverse.

La multicultura non è infine un obiettivo attuale – riconoscere gli Altri dovrebbe essere già scontato, fa parte della storia, non è ammissibile ignorarli soprattutto dopo 50 anni di un'Europa Unita di cui andiamo fieri, in modo particolare quando parliamo di euroregioni.

Significato ben diverso ha invece il termine *intercultura*, inteso come interdipendenza e reciprocità. Un rapporto tra culture teso quindi non solo a riconos-

cere ed accettare la presenza dell'altro ma soprattutto alla conoscenza delle esperienze dell'altro e allo sforzo di condividere con l'altro l'interpretazione di tali esperienze e la costituzione di un percorso comune nel presente e nel futuro. L'intercultura pertanto, fondata sul processo di confronto e di scambio, tende al cambiamento reciproco, ribadendo al contempo l'unità e la convivenza democratica nel rispetto delle specificità di ciascuno.

La progettualità di un'euroregione deve tener conto di questa precisazione e prevedere azioni finalizzate alla realizzazione dell'intercultura.

La città di Trieste, che entra di diritto – assieme alla regione Friuli Venezia Giulia – nella configurazione dell'euroregione, fa ancora fatica a riconoscere o ricordare alcune delle parti fondanti della propria storia, fa fatica ad affrontare con la distanza e l'obiettività necessarie le vicende pur drammatiche del proprio passato, tendendo a ritenerle una peculiarità unica mentre eventi analoghi si sono verificati in più parti del continente come pure in altri continenti. La mancanza di relativizzazione rende la situazione locale statica e riversa su se stessa in un processo di autocompiacimento al negativo e di consolidamento del vittimismo, impedendo concrete prospettive evolutive.

Caratteristiche queste che trapelano dalle opere di autori e artisti triestini (Italo Svevo, Vito Timmel, Giuseppe O. Longo, Fulvio Tomizza) in forma di disagio, sensi di colpa, malattia interiore, come pure dalla fortuna ottenuta dalla psicoanalisi e dalla vivacità degli studi psichiatrici. Una città, Trieste, definita "cara alla patria" dalla retorica nazional-patriottica con abitanti che però si sentono italiani "speciali" o ancora un "non luogo" (Jan Morris), una Vienna mediterranea, un mito da demitizzare sospeso tra ideale e realtà – un ossimoro, insomma. Che sia, in fondo, semplicemente una città "schizofrenica?"

Formazione di un'identità interculturale europea

La formazione di un'identità interculturale è oggetto di molteplici studi e dibattiti. In un'indagine dell'Unione Europea (2007)¹, i due terzi degli intervistati nei 27 paesi membri hanno dichiarato di avere abitualmente interazioni con almeno una persona di lingua, religione, appartenenza etnico-nazionale diversa. Tra

¹ http://ec.europa.eu/public_opinion/index_en.htm

essi la maggioranza sono cittadini del Lussemburgo e dell'Irlanda (82 e 77%), percentuali più contenute si registrano in Estonia (43%) e Romania (44%).

Inoltre un'ampia maggioranza di cittadini europei ritiene che la presenza di lingue, religioni e appartenenze nazionali diverse rappresentino motivo di arricchimento per il proprio paese, anche in situazioni particolari (come Malta e Cipro) in cui i dati riportano un minor interesse per questo genere di interazioni.

Il dialogo interculturale è generalmente ritenuto positivo (83%), al pari del mantenimento delle tradizioni culturali locali e familiari (55%), sebbene vi sia anche una percentuale piuttosto interessante (25% – in gran parte giovani) che non ritiene questo secondo aspetto di fondamentale importanza.

Per dialogo interculturale, infine, si intende un'ampia gamma di variabili che vanno da conversazione a cooperazione, da scambio a comprensione reciproca tra nazioni, religioni e culture.

La presenza di comunità o minoranze autoctone agevola, in un determinato territorio, questo tipo di interazioni e quindi offre delle basi già in qualche modo consolidate su cui poter operare in direzione di una identità interculturale. Nel caso di un territorio di confine quale è Trieste con la regione FVG, una progettualità interculturale troverebbe quindi terreno fertile e già predisposto.

Nel percorso educativo scolastico, la pedagogia interculturale si pone come finalità l'identificazione delle strategie più adeguate e far comunicare tra loro soggetti di appartenenza culturale diversa. Ciò è tanto più semplice laddove vi siano comunità autoctone che già conoscono la lingua utilizzata dalla comunità di maggioranza. Situazione piuttosto comune lungo le frontiere degli stati europei, come in Friuli Venezia Giulia.

La pedagogia interculturale, inoltre, agisce contro il pericolo, sempre più manifesto, del riacutizzarsi di intolleranza e razzismo, comportamenti basati su stereotipi e pregiudizi che si combattono e si sconfiggono esclusivamente attraverso la conoscenza e la comprensione delle diversità e della storia degli Altri. L'intellettuale europeo, altro soggetto cardine nel processo di consolidamento dell'identità interculturale, riceve la propria formazione plurima dal confronto e dallo scambio di reciproche esperienze; condizione già esistente – sebbene spesso unilaterale – nelle aree di frontiera.

Un'euroregione costruita attorno al vertice verso il quale convergono mondo romanzo, slavo e germanico, dispone di tali fondamentali presupposti in quanto la convivenza in termini di multicultura conta su secoli di esistenza. Il passo verso l'intercultura diviene quindi più breve.

L'euroregione che interessa questo territorio, risulta però, al momento, imperfetta, in quanto non comprende ancora la Slovenia, uno dei tre mondi che ne giustificano la costituzione.

La multicultura storica del continente europeo negli ultimi decenni si sta ulteriormente arricchendo, e al contempo si trova davanti ad una nuova prova (o sfida) a seguito delle ondate migratorie. L'intercultura che va perseguita è oggi maggiormente complessa in quanto la diversità religiosa appare ancora più acuita che nel passato. Nuovi moderni stereotipi e pregiudizi si profilano o si sono già affermati, complice una situazione internazionale delicata che spesso induce a generalizzazioni che non tengono conto delle specificità individuali né della contestualizzazione. Basti pensare al rapporto con la presenza islamica, fortemente compromesso dallo scenario planetario che impedisce l'approccio obiettivo con i singoli individui o con piccoli gruppi al di fuori dei loro paesi di provenienza e in una situazione di disagio determinata dalla condizione di migrante.

La città di Trieste e la regione Friuli Venezia Giulia sono già toccate da questo fenomeno, che ha avuto inizio fin dagli anni Novanta con le ondate di profughi provenienti, tra l'altro, dalla penisola balcanica a seguito delle guerre in Jugoslavia. Sulla multicultura storica sono andati quindi via via innestandosi nuovi rami che hanno creato un tessuto socioculturale ed anche economico profondamente mutato, in cui l'integrazione si registra non solo in ambiente italiano ma anche, per vicinanza linguistica, in ambiente sloveno, come attestano ricerche dello SLORI (Istituto sloveno di ricerca) di Trieste in merito a esempi di inserimento dei bambini immigrati dalla ex Jugoslavia anche nelle scuole del territorio con lingua di insegnamento slovena (Bogatec-Bufon, 2008).

Del resto è proprio questo fenomeno, indice del dinamismo sociale, ad aumentare da un lato le caratteristiche della pluralità culturale e dall'altro le opportunità di interscambio, conferendo al tessuto sociale di una città come Trieste una nuova vitalità che dia corpo a quello che può invece facilmente apparire come un'immagine da cartolina: un "mosaico di culture" che rischia di permanere nella fissità propria, appunto, di un mosaico.

Le diverse componenti culturali e linguistiche del passato emporiale della città, sono infatti oggi fortemente ridotte, e non emergono nel mondo economico-

finanziario o artistico-culturale. Vale a dire che la loro presenza è oggi, per quanto numericamente in alcuni casi crescente (ad esempio la comunità serbo-ortodossa), soprattutto testimonianza del loro passato radicato in città e punto di riferimento per i connazionali che vivono nei paesi di origine di queste stesse comunità o che da lì provengono.

Sono le nuove comunità immigrate, dai Balcani come dall'Est Europa, dal Nord Africa come dall'Asia, a profilarsi come futuri soggetti di una società multiculturale che al momento non ha ancora contribuito a segnare il territorio in modo visibile come è accaduto nel passato: non vi sono infatti né grandi palazzi né luoghi di culto caratteristici degli uni o degli altri che si impongano all'occhio. Del resto anche la loro incisività sul piano economico non è ancora significativa.

Ciò non toglie che i contatti, i confronti, i contrasti e gli scambi sul piano culturale inteso nella sua accezione più ampia, siano già evidenti e tangibili.

A tale proposito Bogatec-Bufon (2008) riferiscono: "Due sono i processi che secondo Sciolla (2002) favoriscono la formazione di società multiculturali o multietniche: il primo riguarda i flussi migratori, il secondo invece le minoranze culturali, ovvero le comunità e i popoli che all'interno di un determinato stato sono contraddistinte da peculiarità linguistiche, religiose e/o confini territoriali e che hanno alle spalle una storia di "assorbimento" attraverso la conquista o la colonizzazione."²

Nel caso di Trieste va aggiunto che la comunità nazionale slovena, di lingua e tradizione culturale diversa, è presente sul territorio da oltre un millennio, ma non è il risultato né di conquista né di colonizzazione quanto piuttosto di naturale insediamento.

I contatti tra le comunità numericamente più forti sul territorio (quella di lingua italiana e quella di lingua slovena) sono quindi radicati, a rallentare però la loro trasformazione in una società interculturale si sono frammessi eventi storici le cui ripercussioni (negative) non sono ancora completamente scomparse.

² Bogatec, Norian / Bufon, Milan, *Pre-misliti manjšino. Slovenci v Italiji in skupni slovenski kulturni pro-stor po padcu meje. Anketa med člani slovenskih društev v Italiji,* Trieste 2008.

"Se l'Europa fosse partita dalla cultura ..." – Il ruolo di un'euroregione

Il progetto operativo dell'euroregione deve necessariamente tenere in debita considerazione gli aspetti culturali e di integrazione. Non è infatti sufficiente la condivisione di beni, di risorse e di servizi. "Se l'Europa fosse partita dalla cultura" è un'affermazione condizionante che deve indicare il percorso dell'euroregione. La pluralità deve divenire garante della accettazione della e ,delle' diversità, al di là degli aspetti economici.

Nel passato di Trieste la molteplicità culturale ha ingenerato soprattutto intese economiche tra i diversi soggetti, scaturite dai forti interesse commerciali e mercantili di tali soggetti e dalla capacità di interagire e cooperare – anche nella creazione di grosse realtà finanziarie qual ad esempio le Assicurazioni Generali – superando ogni barriera di ordine linguistico, religioso e culturale. Nel primo consiglio di amministrazione della compagnia assicurativa sedevano infatti assieme ebrei, protestanti, armeni, valdesi, illirici, e greci. Le richieste culturali sono state d'altra parte sostanzialmente limitate. Le ,Nazioni' di Maria Teresa hanno ottenuto la libertà di culto (e quindi la facoltà di poter erigere delle chiese di confessione diversa da quella cattolica) e la libertà di potersi organizzare in comunità rette da statuti che realizzavano anche delle scuole per l'insegnamento e il mantenimento della lingua d'origine. Strumenti che garantivano alle comunità la salvaguardia della propria identità originaria. Ma la linqua d'uso nelle realtà economiche non era una commistione di lingue che avesse generato una qualche sorta di lingua pidgin bensì la lingua parlata dalla maggioranza. Questa però non assunse valore di lingua franca bensì confermò la propria priorità sugli idiomi degli altri. Inoltre non risulta che i parlanti la lingua italiana (o per meglio dire la sua varietà dialettale locale) abbiano mai appreso o utilizzato una delle altre lingue presenti in città. L'unico cambiamento è avvenuto agli inizi dell'Ottocento quando la parlata locale di chiara impronta ladina, ha lasciato il posto ad una varietà dialettale di impostazione veneziana: da un idioma sentito come rurale si è passati ad un altro considerato più adequato alla nuova borghesia mercantile. Ma si tratta di un fenomeno interno alla comunità autoctona di origine latina, non un risultato di integrazione o di interculturalità.

Al contrario, la multicultura triestina si presenta in realtà come una cultura di base (in gran parte di origine latina ma con una forte presenza di origine

slava – la comunità nazionale slovena, presente da secoli nell'area suburbana e urbana) su cui si sono inseriti alcuni elementi di provenienza diversa che si manifestano soprattutto in una certa porzione di lessico e nella tradizione gastronomica. L'integrazione, in sostanza, oltre che nell'alta finanza, è avvenuta soprattutto in cucina, dando come risultante una tavolozza culinaria che spazia dalle abitudini centroeuropee a quelle balcaniche e mediterranee.

Nel tempo presente, in cui il ruolo delle nuove comunità culturali nell'economia locale non ha ancora raggiunto vette importanti e determinanti per lo sviluppo imprenditoriale; e l'incisività delle culture sul tessuto di arrivo appare ancora labile, l'integrazione deve procedere attraverso canali diversi dal passato, perché diverse sono le caratteristiche del contatto tra comunità. E, in fondo, nel contesto attuale, appaiono più apprezzabili la conoscenza e l'integrazione sul piano socioculturale e antropologico.

L'impatto, talvolta non graduale, tra culture a volte altamente diverse, può produrre infatti da un lato irrigidimenti, conflitti, incertezze, disorientamento, ma dall'altro nuove conoscenze ed esperienze, e trasformazioni significative che incidono sensibilmente sulle identità sia del migrante che della società di accoglienza.

A ciò va aggiunto il rapporto interno alle comunità originarie (di lingua italiana e di lingua slovena), dove, come si è già visto, una vera integrazione non è stata ancora mai raggiunta.

La storia del XX secolo ha segnato in modo molto profondo entrambe le comunità, e la rielaborazione del passato e delle sue conseguenze non ha ancora raggiunto la necessaria distanza con cui deve essere affrontata. La ricerca di una condivisione di memorie e di dolori, nel tentativo di superare le tragedie del passato e di edificare un nuovo presente capace di favorire l'integrazione tra le due componenti culturali fondamentali della città e della fascia confinaria, è obiettivo ancora lontano. Forse anche obiettivo impossibile. Più opportuno e realizzabile appare il conseguimento del rispetto delle memorie e dei dolori degli Altri. La chiave dell'intercultura sta nella conoscenza di quanto dell'Altro sia dentro ciascuno di noi. Un percorso che può passare attraverso la cultura in tutta la sua ampiezza – dall'educazione scolare al lavoro intellettuale. E che in un'euroregione potrebbe trovare spazio, risorse e sostegno economico e istituzionale.

Il terzo aspetto da considerare è il pericolo delle piccole patrie, che si ergono a difesa di un'identità sentita vacillante o minacciata. Nell'Europa che vanta

l'abbattimento delle frontiere e la libera circolazione tra stati, nuove barriere simboliche vengono marcate per proteggere la specificità e l'originalità, individuando la minaccia più forte nelle migrazioni anziché nella globalizzazione dei costumi, nell'omologazione indotta dai media, nell'appiattimento prodotto dall'impoverimento dei modelli culturali, nell'individualismo orientato alla difesa del singolo (e talvolta del suo interesse particolare – in senso guicciardiniano) piuttosto che alla salvaguardia delle collettività e della solidarietà.

Uniti nella diversità, la parola d'ordine dell'Unione Europea, può restare uno slogan vuoto se non si interviene con strumenti adeguati a consolidare le diversità anche da parte di chi non ne fa parte. Le diversità intese come ricchezza sono patrimonio anche delle comunità di accoglienza (nel caso delle migrazioni) o delle comunità di maggioranza (nel caso delle minoranze linguisticonazionali). E' soltanto nell'acquisizione delle diversità che si consolida anche l'unità, ma il processo deve necessariamente essere biunivoco.

Solo in questo modo anche l'eventuale minaccia di ,contaminazione' da parte di altre culture (soprattutto di quante siano fortemente connotate dalla pratica religiosa) o di rifiuto da parte di queste di accettare le norme societarie dei paesi di accoglienza può essere ridimensionata ed eliminata.

Forse il taglio di un'euroregione immaginata solo negli spazi nodali dei contatti interculturali – come ad esempio sul triangolo romanzo-germanico-slavo, non è sufficiente. Forse un'euroregione significativa potrebbe essere una fascia da Danzica a Fiume, oppure dall'Andalusia a Tangeri e Casablanca.

Neocosmopolitismo illuminista

Nel dibattito sulle società globalizzate si profilano con sempre maggiore intensità l'esigenza e la ricerca di un nuovo umanesimo, volto a contrastare da un lato l'eccesso di informatizzazione e di disumanizzazione di una quotidianità dominata da rapporti uomo-macchina e dall'altro il progressivo depauperamento dei valori propri dell'umanità, quali lo sviluppo dell'intelletto, la dignità dell'uomo, i diritti inalienabili, il rispetto dell'infanzia e di quanti siano, in modo diverso, emarginati. Accanto all'aspirazione ad un nuovo umanesimo si fa strada però anche la necessità di un nuovo cosmopolitismo, che si ispiri ai valori dell'Illuminismo. L'apertura verso una dimensione non costretta da barriere geopolitiche deve

produrre anche la dimensione di disponibilità e di curiosità intellettuale presupposto dell'integrazione. Assumendo come principio fondamentale la tutela dei diritti dell'uomo (libertà individuale, rispetto, dignità, lingua, religione, tradizioni) vanno ridefiniti i rapporti tra ciò che è necessario mantenere e ciò che è possibile smussare.

Con il termine cosmopolitismo intendiamo il sentirsi parte di una formazione unitaria ideale (nel nostro caso l'Unione Europea) dove ognuno possa conservare la propria distinzione nazionale.

Nella sua accezione settecentesca il cosmopolitismo si basa sull'ordine universale di cui fa spontaneamente parte ogni singolo uomo, "cittadino e abitante del mondo", quindi esso implica lo spirito di collaborazione e di solidarietà sociale condiviso anche da Rousseau il quale inoltre sostiene la necessità di perseguire il cosmopolitismo senza però rinnegare un sentimento patriottico nazionale.

A tale proposito va rivisitato il senso di appartenenza patriottica nazionale o appartenenza nazionale.

La già citata indagine tra i cittadini dei paesi membri dell'UE approda infatti alla conclusione che la disposizione cosmopolita, in cui l'apertura verso altre culture non si accompagna con la necessità di mantenere consapevolmente le proprie tradizioni, è più diffusa nei paesi del nord, specie nell'ambito dell'Europa a 15 (Danimarca 56%; Svezia 48%; Olanda 46%). I cittadini dei nuovi stati membri sono comunque favorevoli alle diversità ma al contempo inclini a conservare la propria cultura, come dimostrano ad esempio Polonia (75%), Repubblica Ceca e Cipro (entrambi 74%).

Qualche esempio concreto

L'associazionismo culturale è un ulteriore soggetto che può agire nel processo di integrazione culturale.

Nella città di Trieste vi sono numerosissime realtà associative costituitesi a scopo di promozione e mediazione culturale che si configurano come organizzazioni di differenti tipologie e che perseguono un medesimo scopo: la conoscenza delle diverse culture e la diffusione della loro presenza in città.

Alcune altre, operanti già da decenni, si impegnano a favorire quanto più possibile la diffusione di conoscenza ed esperienze dell'Altro nel territorio di confi-

ne, in particolar modo con l'obiettivo di contrastare le conflittualità radicatesi nel secondo Novecento.

Il loro interesse riguarda soprattutto i rapporti tra maggioranza di lingua italiana e minoranza nazionale slovena (Gruppo 85), e i rapporti tra le comunità istriane giunte in Italia dopo il Memorandum di Londra e quelle che hanno invece scelto di rimanere oltre confine (Circolo di cultura istroveneta Istria).

Molti i progetti già realizzati ed avviati negli anni da queste associazioni: da convegni internazionali su temi di interesse transfrontaliero, a corsi di formazione per docenti e studenti. Attorno a tali iniziative si è già costituito un polo operativo che coinvolge – sebbene in modo non sempre sistematico – anche delle realtà istituzionali, quali le amministrazioni locali e istituzioni culturali (biblioteche civiche e statali, università, teatri).

In un progetto culturale dell'Euroregione prassi già avviate quali queste indicate a titolo esemplificativo potrebbero costituire un punto di partenza concreto che troverebbe potenziamento e riconoscimento in un contesto istituzionale di portata ancora più ampia.

Il nodo centrale dell'intercultura e dell'integrazione non è infatti presentare le diversità bensì, a partire da tali diversità elaborare un progetto comune a beneficio della società nella sua interezza. Partendo dalle singole differenti esperienze, conoscenze, sensibilità, tradizioni, affrontare un tema o più temi e trovarvi soluzione comune. Le diversità, nel territorio di Trieste e del Friuli Venezia Giulia, già esistono e in parte sono già avviate su una strada di integrazione. Ciò che è necessario è fornire loro gli strumenti e le opportunità per creare e progettare assieme, favorendo l'inserimento a tutti i livelli sociali, economici, politici e culturali dei soggetti provenienti da aree culturali differenti.

Riprendendo il titolo

Melting pot è un'espressione che indica un contenitore in cui degli elementi si fondono per creare un prodotto originale risultato dalla commistione degli elementi di partenza in cui questi condividano tratti comuni.

Un ottima metafora per indicare l'intercultura, che deve essere quindi integrazione e non insieme di separatezze.

Italian style può indicare due cose diverse, entrambe caratteristiche del paese

Italia: lo stile italiano, noto ed apprezzato in tutto il mondo, ma anche ,alla maniera italiana', anche questa nota in tutto il mondo ma talvolta non esattamente apprezzata perché indice di certa faciloneria e superficialità.

Le risorse che Trieste possiede, la sua anima imprenditoriale non del tutto sopita, il suo antico cosmopolitismo soffocato da una storia spesso spietata, possano contribuire affinché la varietà culturale di questo territorio diventi un vero melting pot, esempio del più nobile stile italiano.

Verfehlte Begegnungen – ungehobene Potentiale – Grenzüber-Kulturen: Intellektuelle und literarische Konstellationen in und rund um Triest

PRIMUS-HEINZ KUCHER

1.

Wenn wir heute und im geschichtsträchtigen Palazzo des ehemaligen Österreichischen Lloyd/Lloyd Adriatico über den Triestiner Raum, seine komplexe Geschichte und Kultur sprechen, um daraus Überlegungen für ein dynamisches, europäisch verstandenes Konzept von Regionalität abzuleiten, das inter- oder transregionale Konturen bzw. Substanz aufweisen will, sollten wir uns kurz vergegenwärtigen, über welches Potential dieser Raum, der keineswegs auf die Grenzen der Stadt verengt werden kann und soll, seit dem 19. Jahrhundert bis herauf in unsere Gegenwart verfügt hat und weiterhin verfügt, zumindest auf dem Feld der literarischen Kultur. Ich verstehe dieses Feld hier keineswegs unter der Prämisse einer heroischen Selbstbespiegelung, eines verspielten memorialen Blicks auf Namen und Texte, die aus gebührendem zeitlichen Abstand auf das Podest kanonfähiger und geschichtsmythischer Größen gehoben oder für Straßenbezeichnungen tauglich befunden werden. Es geht mir im Folgenden eher darum, neben bzw. aus diesen Potentialen reale und - ebenso wichtig - nicht realisierte Begegnungen bzw. Konstellationen innerhalb des Raumes, aber auch über ihn hinaus bzw. von Nachbarregionen mit Blick auf den Triestiner Raum zu thematisieren. Unabhängig vom Ergebnis, verstehe ich dabei Literatur als experimentelles Labor, als Versuchsanordnung ins Ungewisse, weitgehend frei vom Druck teleologischer Konzepte, aber auch als wichtigen Gedächtnisort. Wenn hierbei – wie es im Titel anklingt - mehr Ungehobenes als Verwirklichtes in seiner Bilanz aufscheint, so zielt dies auch auf Imaginationsräume ab, die auf vielfältige Weise mit Grenzen sowie mit Anstrengungen nach Ent-Grenzung zu tun haben, sich an Regions- und Staatsbegriffen abarbeiten und diese z.T. neu, z.T. anders konfigurieren.1

2. Beispiel/Konstellation 1: Ein Blick zurück ins 19. Jahrhundert: Triest als formativer Raum: Adolf von Tschabuschnigg und Francesco dall'Ongaro

Sommer 1836: In Triest war gerade ein junger Mann aus Klagenfurt eingetroffen, um eine bescheidene Stelle als Gerichtspraktikant anzutreten und von dort aus eine Karriere zu beginnen, die ihn 35 Jahre später kurzzeitig als Minister (Justiz, Unterricht) sehen sollte. Der junge Mann, Adolf Ritter von Tschabuschnigg sein Name, bearbeitet nicht nur Gerichtsakten. Seit einigen Jahren schrieb er bereits Verse in erhoffter Nachfolge Heines und Erzählungen, die erstmals 1835 erschienen waren. Deren interessanteste - Bürgerleben – setzt in Triest und dort spezifisch rund um die Börse ein (entstand also vor Beginn seines Aufenthalts dort). Kann man also die Poesie als erste, so wird man die Stadt selbst, ihr Leben, als die zweite Liebe des angehenden Schriftstellers, Juristen und späteren Politikers ansehen können. Acht Jahre wird Tschabuschnigg in Triest bleiben, Kontakte suchen zur gerade sich entwickelnden Triestiner Kultur ebenso wie zum anderen Geschlecht. Er hat - zumindest partiell – Glück: Er trifft auf Francesco dall'Ongaro, Herausgeber der wichtigen Kulturzeitschrift La Favilla (1838–46), woraus sich eine Freundschaft entspinnt, frequentiert das Casino Tedesco² und wird wohl mit großem Interesse den Zugang zu dem sonst in Österreich in diesem Ausmaß unvorstellbaren (aus Gründen der Zensur, wir sind in der Ära Metternich!), nicht möglichen internationalen vielsprachigen Zeitungs- und Journalangebot geschätzt und die frenetischen Aktivitäten der jungen Publizisten Jakob Löwenthal (Adria, Süddeutsches Zentralblatt für Kunst, Literatur und Leben) und Pietro Kandler aufmerksam beobachtet haben. Die eigenen Texte jedoch veröffentlicht Tschabuschnigg, einige wenige in der Triestiner Adria ausgenommen, primär

¹ Dieser Beitrag knüpft an einen früheren des Verfassers an: Kucher, Primus-Heinz, grenzüber: literaturen & räume im dialog, in: Rabenstein, Helga et al. (Hrsg.), kultur.räume, Klagenfurt/Celovec 2005, 48–65. Ferner sei verwiesen auf die Beiträge von Cristina Benussi: Triest(e): Kultur, aber welche? (52–67), Tatjana Rojc: Kreuzungspunkt Kultur: Überlegungen zur Triestiner Literatur in slowenischer Sprache (68–79) sowie des Verfassers Triest/Trieste/Trst – Annäherungen an einen literarisch-kulturellen Raum (42–51). Alle Beiträge in: Kacianka, Reinhard / Strutz, Johann (Hrsg.), Sprachlandschaften. Regionale Literaturwissenschaft im europäischen Kontext, Klagenfurt/Celovec-Ljubljana/Laibach-Wien/Dunaj 2010.

² De Lugnani, Silvana, La cultura tedesca a Trieste dalla fine del 1700 al tramonto dell'Impero absburgico, Trieste 1986, 28f.

in einem anderen kulturellen Umfeld; in der deutschsprachigen Carniola, die in Ljubljana erscheint und um 1840 eine Anlaufstelle junger deutsch- und slowenischsprachiger Autoren in unserem Raum gewesen ist sowie in Wiener kryptoliberalen Zeitschriften wie im Telegraf. Seit 1842 tritt allerdings Triest über Tschabuschnigg sichtbarer als je zuvor in die 'österreichische' deutschsprachige Literatur ein: fünf Kapitel in seinem Buch der Reisen widmen sich nämlich Triest. Das bekannteste (neben zum Teil recht konventionellen), eine frühe sozialtypologische Stadtminiatur, Le Sartorelle, präsentiert sich als Genreskizze von bemerkenswerter Modernität, insofern als sie auf eine bildliche Verdichtung von Stadtlandschaft - Triest wird mit Paris und Neapel in Konnexion gebracht, soziales Rollenspiel und Habitus (Interaktionsbereitschaft und Flanerie neben konkreter Arbeitstätigkeit) – abzielt, Kennzeichen späterer Stadtminiaturen und als solche Chiffren der Moderne um 1900-1930, wie jüngst Andreas Huyssen, Komparatist an der Columbia University, in einem Essay im Standard in Erinnerung gerufen hat.³ Wenn wir von Kulturtopographie und einer sozialen wie habituellen Ausgestaltung derselben sprechen wollen, dann wird man in diesem Typus der Sartorella, die zugleich (männliche) Adressaten braucht und im Text auch anspricht – hier kommt die Internationalität einer Hafenstadt und die damit verknüpfte erotische Hybridität ins Spiel - eine frühe Form flaneurartiger In-Szene-Setzung städtischen Alltags erkennen können.

1848 wird Tschabuschnigg, wieder in Klagenfurt, in den Reihen der Nationalgarde stehen, einen Aufsatz zur Nationalitätenfrage veröffentlichen, die er im Hinblick auf Italien bereits 1845 im Roman *Moderne Eulenspiegel* thematisiert hat und dabei immerhin an Ideen von Carlo Cattaneo, dem visionären Protagonisten der Mailänder Revolution anstreifen. Im Unterschied zu ihm, aber auch zu seinem ehemaligen Triestiner Freund Dall'Ongaro, wird sich Tschabuschnigg jedoch mit der Reaktion zur Jahreswende 1848–49 arrangieren, sobald er sieht, wie und dass sich das Blatt der Geschichte wendet. Fortan wird aus seinem Werk auch die italienische Komponente weitgehend verschwinden oder auf den Status exotistischer Phantasien und Klischees reduziert. Die slawische, ihm ohnehin nie sehr vertraut, obgleich er 1832–33 in Klagenfurt auf den Begründer der slowenischen Literatur, auf France Prešeren, hätte treffen

³ Vgl. Huyssen, Andreas, "Wie bedeutend waren Europas Metropolen?", in: Der Standard, Album, 19. Mai 2012, 12.

können, der auch auf Deutsch Gedichte verfasst hat, ein begeisterter Leser des Linkshegelianer David F. Strauß (*Das Leben Jesu*, 1835) war, hatte Tschabuschnigg spätestens in seinem Nationalitätenaufsatz mit dem Vorwurf, es mangele ihr an nationaler Literatur, "aus der sie hinreichend Bildung schöpfen könnten", vollends liquidiert – nicht ohne zuvor auf das lange, gut funktionierende, teils symbiotische Nebeneinander hingewiesen zu haben.⁴ So kurz die Triestiner "Lehrjahre" auch waren, so umfassten sie doch eine Periode, in denen Tschabuschnigg sein literarisches Profil ausloten und politisch an Debatten partizipieren konnte, wie dies nach 1848 kaum mehr der Fall sein sollte.

3. Beispiel/Konstellation 2: Evokation und Verdrängung des Slawischen – Ambivalenz des Aufbruchs in die Moderne: Scipio Slatapers 'Irredentismo'-Konzepte und (verfehlte) Begegnungen mit der slowenischen Moderne im Umfeld von Etbin Kristan und Srečko Kosovel

Um 1910 formierte sich bekanntlich von Triest aus über Florenz im Umfeld der Zeitschrift und Gruppe *La Voce* eine junge, kulturell und literarisch vielversprechende Generation⁵. Manche unter ihnen, allen voran Scipio Slataper und Giani Stuparich, sind familiengeschichtlich auch an das slawische Umfeld Triests bzw. Istriens gebunden gewesen. In den vom Triestiner Establishment als ungeheuerliche Provokation empfundenen *Lettere Triestine* (1909) hat Slataper der Stadt nicht nur Stagnation vorgeworfen, sondern einen platten, rhetorischen Irredentismus. Dieser stünde der eigentlichen Bestimmung der Stadt, eine "serena concorrenza" zwischen den Kulturen zu ermöglichen, entgegen bzw. behindere sie darin – mit Bezugnahme auf Angelo Vivante (der zu diesem Zeitpunkt seine wegweisende Studie *Irredentismo adriatico* noch nicht veröffentlicht hatte!) – "crogiolo e propagatore di civiltà, di tre civilità" (Schmelztiegel und Sprachrohr von Zivilisationen, von drei Zivilisationen) zu sein. In der

⁴ Tschabuschnigg. Adolf von, Zur Frage der Nationalitäten (Sonntagsblatt 1848); in: Kucher, Primus-Heinz (Hrsg.), Adolf Ritter von Tschabuschnigg (1809–1877). Literatur und Politik zwischen Vormärz und Neoabsolutismus, Wien 2006, 289–301, bes. 293.

⁵ Zur Relevanz der Florentiner ,Moderne' für die junge Triestiner Generation vgl. Marchi, Marco / Pellegrini, Ernestina / Steidl, Lodovico, Immagini di Trieste, in: Marchi, Marco et al. (Hrsg.), *Intellettuali di frontiera. Triestini a Firenze (1900–1950)*, Firenze 1983, 23–83, bes. betr. Slataper 36f. und 71f.

Praxis bedeutete dies, dass der von Slataper kritisierte Irredentismus es unmöglich mache, die slawische Seele – "canna palustre slava" (Slawisches Schilfrohr) wird es später in einem Gedicht von Carolus L. Cergoly heißen – als integralen Teil der Stadt und ihres Raumes zu begreifen.⁶

Slatapers epochaler und die Triestiner Moderne wesentlich mitbegründender Roman II mio Carso / Mein Karst (1912), autobiographische Lyrik in Prosa, so eine Selbstaussage, setzt bekanntlich mit drei Wunsch-Geburtslandschaften ein: dem slowenischen Karst, kroatischen Eichenwäldern und der mährischen Tiefebene, mit akzentuiert slawischen Chiffren, um sich dann als zugewanderter Italiener zu outen, als armer italienischer Bruder, der "seine einsamen Sorgen zu barbarisieren sucht."7 Es ist denn auch der Karst, der als Gegenlandschaft zur Stadt in Szene gesetzt wird, als Landschaft voll von Ursprünglichkeit, von regenerativer Kraft, in der die erste Liebe erfahren, in der eine geradezu mythische Einheit von Ich und Welt, von Körper und Erde, die dem Ich vertraut ist "wie die Zunge dem Mund" (Cononoscevo il terreno come la lingua la bocca)8, zelebriert werden kann. Auch eine Einheit mit den unwirtlichen Elementen, mit dem Steinbruch des Monte Kal, mit der Bora – im dritten und letzten Teil findet sich das schöne Bild vom Karst als "ein schrecklicher, zu Stein gewordener Schrei" – "un grido terribile impietrito"9. Mitten in eine Borabeschreibung platziert Slataper schließlich die Begegnung mit einem slowenischen Bauern. Dies wäre an sich nicht ungewöhnlich, knüpfte er an sie nicht weiterreichende Visionen, die als Provokation nicht nur durch das irredentistisch gesinnte Triestiner Bürgertum aufgefasst wurden, sondern auch das Bild des Slowenen in problematischer Manier konfigurierte: auf das eines ungebildeten, mongolischen "Hundes", in dem, als Bruder des russischen Bauern, eine elementare Gewalt schlummere, die es wachzurütteln gelte, um vom Karst hinunter zu steigen, von der Stadt Besitz zu ergreifen und die Wälder niederzubrennen: "Es ist nun Zeit, dass du zum Herrn wirst." 10

⁶ Vgl. Lunzer, Renate, *Triest. Eine italienisch-österreichische Dialektik*, Klagenfurt-Wien 1992, 153f. bes. 156. Cergoly, Carolus L., *Latitudine Nord. Poesie mitteleuropee*, Milano 1980, 207; dt. Kucher, Primus-Heinz, Triest mein Atem. Gedichte, in: *Wiener Tagebuch* Nr. 6/1989, 23.

⁷ Slataper, Scipio, Mein Karst. Und andere Schriften, hrsg. v. Primus-Heinz Kucher, Wien 1988, 7.

⁸ Ebd. 21.

⁹ Ebd. 58; die ital. Fassung wird zitiert nach: Slataper, Scipio, *Il mio Carso. Prefazione di Carolus L. Cergoly.* hrsg. v. Claudio Milanini, Roma 1982, 95.

¹⁰ Ebd. 25.

Das Konzept der 'doppia anima', das Slataper als einer der wenigen Autoren der Triestiner Moderne (theoretisch) überzeugt vertreten hat, geriet durch eine solche Kontextualisierung in eine ambivalente Perspektive: es ließ sich in der Folge zu einer panslawistischen Gefahr umdeuten. Letztere hat Jahrzehnte nachgewirkt, auch bei Autoren und Intellektuellen wie z.B. bei Biagio Marin in seiner Polemik mit Carolus L. Cergoly¹¹. Sie hat aber auch bei Slataper selbst im Zug seiner national-irredentistischen Wende 1914/15, wie sie in Briefen an Giovanni Amendola und Giuseppe Prezzolini nachgezeichnet werden kann¹², eine nicht unerhebliche und in Relation zu seinen vorangegangenen Schriften doch überraschende Rolle gespielt. In seiner letzten zu Lebzeiten veröffentlichten Schrift, im Essay I confini necessari all'Italia (Mai 1915), plädierte er vor dem Hintergrund eines militärgeographisch-strategischen Diskurses (der durchaus expansiv-annexionistisch ausgerichtet war) für eine graduelle Assimilierung der vorwiegend bäuerlichen slowenisch-kroatischen Bevölkerung, die innerhalb der künftigen Grenzen Italiens leben werde, und zwar unter der leitenden Perspektive der kulturellen und zivilisatorischen Überlegenheit Italiens, welche im Verbund mit regionalen Autonomien sukzessive jeglicher slawischnationaler Agitation den Boden – "...mancherà invece l'elemento per una vera agitazione nazionalista slava" – entziehen würde. 13

Abgesehen von einigen Tagebucheintragungen Slatapers im Umfeld der Arbeit am *Carso*-Roman, in denen flüchtige Begegnungen mit dem slowenischen Karst festgehalten werden, wird eine tiefere Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen slowenischen Kultur vor Ort, die um 1910–14 in Triest tendenziell mit Klerikalismus oder Austriazismus gleichgesetzt wurde, letztendlich doch nicht gesucht.

Die Region, das historische Litorale/Küstenland und angrenzende Krain/Slowenien, hatte dabei um 1900–14 sehr wohl auch vom klerikal-slowenischen Lager abweichende und interessante literarische Stimmen hervorgebracht. Sie wa-

¹¹ Vgl. Lunzer, *Triest;* s. Anm. 6, 104f. mit entsprechendem dokumentarischen Material, insbesondere einem Brief Marins an Magris mit kritischer Distanznahme zu Cergoly.

¹² Vgl. z.B. den Brief vom 26. März 1914 aus Hamburg an Amendola oder den an Prezzolini als Brief abgeschickten Essay Trieste vom Oktober/November 1914; in: Slataper, Scipio, *Epistolario. A cura di Giani Stuparich*, Milano 1949, 292–300 bzw. 233–240.

¹³ Slataper, Scipio, I Confini Necessari all'Italia, in: *I Problemi attuali*, Nr. 11/12/1915 (Torino), im bes. Kap. Il problema degli slavi e dei tedeschi, 33–36.

ren z.T. sogar innerhalb der Sozialistischen Partei zu finden, welcher der Freundeskreis Vivante-Slataper-Stuparich nahestand und zwar als Leser und Mitarbeiter der Parteizeitung // Lavoratore sowie der zentralen Bildungseinrichtung. dem Circolo di Studi Sociali. Ich erwähne hier nur Etbin Kristan (ein anderer komplizierter Fall wäre Vladimir Bartol), Freund von Ivan Cankar, der zwar vorwiegend als politischer Publizist in Erscheinung trat (Redakteur der Rdeči prapor/Rote Fahne), Protagonist der slowenischen Fraktion der (internationalistisch sich begreifenden) Sozialistischen Partei und zugleich Verfasser einer deutschsprachigen Programmschrift Nationalismus und Sozialismus in Österreich (Prag 1898), aber auch dramatischer Schriftsteller, sozialkritischer Feuilletonist und Förderer der ersten slowenischen protofeministisch orientierten Dichterin und Intellektuellen Zofka Kveder war.¹⁴ Mindestens zwei seiner Stücke – Zvestoba/Treue und Delavec/Der Arbeiter – hat er um 1900 in Triest verfasst. In Kristan spiegelt sich zudem auch das Drama eines internationalistischen und linkssozialistischen Intellektuellen, der letztlich vor dem slowenischen Nationalismus (rund um Otokar Rybar, auf den Cristina Benussi hingewiesen hat) ebenso wie vor der zunehmend zentralistischen Haltung seiner Wiener Parteizentrale resignierend kapituliert und sich 1914 durch Emigration in die USA aus seinem Herkunftsraum verabschiedet.

Hat nun Slataper außer Kristan, der freilich häufiger in Ljubljana als in Triest anzutreffen war, um 1910 wenige direkte Gesprächspartner vorfinden können, so hätte er immerhin verschiedene Spuren nutzbar machen, aufgreifen können: zu Dragotin Kette aus dem nicht fernen Ilirska Bistrica z.B. Dieser hat bekanntlich als erster slowenischer Lyriker schon 1899 knapp vor seinem frühzeitigen Tod (23jährig!) den Molo San Carlo bewundert und besungen, zu Igo Gruden aus Aurisina/Nabrežina, der ebenfalls seine ersten Gedichte noch vor 1914 verfasst hat. Er stand dann Slataper im Ersten Weltkrieg am Isonzo ge-

¹⁴ Zu Kristan und seiner Programmschrift von 1898, die vermutlich auch Karl Renner gekannt und deren Thesen auf dem Brünner Parteitag der gesamtösterreichischen Sozialdemokratie 1899 heftig diskutiert wurden vgl. Moritsch, Andreas, *Der Austroslavismus. Ein verfrühtes Konzept zur politischen Neugestaltung Mitteleuropas*, Wien-Köln-Weimar 1996, 196ff. Seine sozialkritischen Feuilletons wurden u.a. auch in deutscher Sprache zwischen 1898 und 1909 in der Wiener Arbeiter-Zeitung gedruckt, wo er auch als Übersetzer des bedeutenden slowenischen Lyrikers Anton Aškerc in Erscheinung trat, z.B. seines Gedichts *Die Tochter des Arbeiters* (AZ, 13. Februar 1898). Für Hinweise und Unterlagen zu dieser Beziehung zwischen Kristan und der AZ bin ich Eckhart Früh (Wien) zu Dank verpflichtet.

genüber, um nach 1918 nicht mehr zurückzukehren, außer 1944 in ein faschistisches Lager, aus dem ihm allerdings die Flucht gelang.

Dass sich von den biographischen Daten her eine Begegnung zwischen Slataper und Srečko Kosovel (1904-1926), der wohl faszinierendsten und bedeutendsten Gestalt aus dem slowenischen Hinterland Triests, aus Sežana, nicht ausgegangen ist, muss wohl zu den schicksalhaften Fügungen der Literaturgeschichte dieses Raumes gerechnet werden. Die beiden Dichter des Karstes, die beiden Avantgardisten, wohl auch Kometen, die viel zu früh verglühten, hätten sich viel zu sagen gehabt. L'altra anima di Trieste, wie Marija Pirievec vor einigen Jahren (2008) ihre Anthologie über ein Jahrhundert slowenischer Stimmen in der Stadt betitelt hat, - beide, Slataper wie Kosovel, haben früh die Problemlage erkannt, werkbiographisch verkörpert und fruchtbar gemacht. Insofern war diese polyphone "Doppelseele" längst Realität, selbst wenn deren Dimension innerhalb wie außerhalb Triests lange in Abrede gestellt wurde. 15 Vorweg in Richtung Conclusio ist durchaus – und zwar anerkennend – festzuhalten, dass sich dies in der Gegenwart doch zu ändern scheint, dass nun auch Figuren wie Alojz Rebula und Boris Pahor als Stimmen Triests Anerkennung finden. Verändert, weil eine Reihe von Triestiner Dichtern und Intellektuellen seit den späten 1970er Jahren eine Bresche in diese "mondi" bzw. "scritture paralleli' gemäß einem mittlerweile prominenten Buchtitel von Miran Košuta geschlagen haben¹⁶: Carolus L. Cergoly, Ferry Fölkel, Claudio Magris, Miran Košuta, Marco Kravos, Roberto Dedenaro sowie die – geradezu heroischen – Aktivisten und Aktivitäten rund um den Circolo 85, der gerade vor wenigen Tagen eine Präsentation der italienischen Ausgabe von Marco Sosič' Buch Tito amor mio (Tito amor mijo, 2005) veranstaltet hat.

Diese verzögerte, von Hindernissen umstellte Anerkennung der 'anderen' Anima erinnert mich an meine Herkunftsregion, an Kärnten, und muss wohl

¹⁵ Vgl. dazu auch Campanile, Anna, The Torn Soul of a City: Trieste as a Center of Polyphonic Culture and Literature, in: Cornis-Pope, Marcel I. / Neubaur, John (ed.), *History of the literary cultures of East-Central Europe. II: Juncutres and disjunctures in the 19th and 20th centuries*, Amsterdam-Philadelphia 2004, 145–161.

¹⁶ Košuta, Miran, *Scritture parallele. Dialoghi di frontiera*, Trieste 1997, ein Buch, das auch als eine Antwort auf die quasi Ausblendung der slowenischen Literatur in: Ara, Angelo / Magris, Claudio, *Trieste. Un'Identità di frontiera*, Torino 1982 (dt. Ausgabe 1987) gedacht war, – eine Ausblendung, die ihm spätestens seit seinem Buch *Microcosmi* (Milano 1997) freilich nicht mehr zum Vorwurf gemacht werden kann.

als ein 'leider' Grenzüber-Paradigma von Mehrheitskulturen im Umgang mit ihrer – hier sprachlich analogen – Minderheitskultur gelten, – ein Paradigma, das einerseits eine Tradition der Ausgrenzung über ein knappes Jahrhundert lang etabliert, andererseits die (slowenischen, aber auch übertragbar auf andere Räume) Minderheitskulturen in unseren Räumen zu einer an Widerstand und Überleben orientierten Produktivität stimuliert hat, die mehr als Respekt abnötigt.

4. Intermezzo: Hinweis auf einige Brückenbauer: Carolus Lajos Cergoly, Ferruccio Fölkel, Peter Handke

Viel gäbe es zu sagen über die Rolle der Brückenbauer: In Kärnten niemand geringerer als Peter Handke, der mit seinem Einsatz für Florjan Lipuš und Gustav Januš um 1980 eine epochale Wahrnehmungs-Wende herbeiführte, um später selbst, im eigenen Werk, den slowenischen (Imaginations)Raum über eine bilingual geprägte Textur entschieden aufzuwerten, zuletzt z.B. in Immer noch Sturm (2010). In Triest kam eine solche Rolle maßgeblich den schon genannten Carolus L. Cergoly - berühmt sind seine vielzitierten Verse vom "Trieste del sì, del da, del ja" 17 – und Ferry Fölkel zu, insbesondere letztgenannten, auch deshalb, weil er neben dem Dialog mit seinen 'slowenischen Brüdern' auch an iene Seite in der Triestiner Kultur erinnert hat, die aufgrund assimilatorischer Prozesse partiell verdrängt ist und die er selbst in z.T. schmerzhafter, bis ans Autodestruktive heran reichender Selbstverhöre sich ins Bewusstsein gerufen hat: die jüdische Komponente, - für Ariel Toaff "la piccola New York dell'ebraismus italiano, crocevia di galuyot diverse" (das kleine New York des italienischen Judentums, Kreuzweg verschiedener Galuvot-Erfahrungen). 18 Il Racconto del 5744/Die Erzählung vom Jahr 5744 – ein literarisch wie kulturell und politisch höchst aufschlussreicher, formal origineller, leider auch unter-

¹⁷ Cergoly, Carolus L., Hohò Trieste, in: Ders., Latitudine Nord. Poesie mitteleuropee, Milano 1980, 147.
18 Vgl. Fölkel, Feruccio, "L'ebraicità triestina. Il coté intellettuale ebraico a Trieste", in: Novecento. Cahiers du CeRCIC, nr. 15/1992: Littérature de frontière et méditations culturelles. vol. 3, 141–147 bzw. Toaff, Ariel, Conclusione, in: Benussi, Cristina (ed.), Storie di Ebrei fra gli Absburgo e l'Italia. Diaspore/ Galuyyot, Udine 2003, 163.

schätzter Text – führt uns dabei in Imaginations- und Erinnerungsräume, die uns Triest und manche seiner Protagonisten von ganz anderen Blickwinkeln her erschließen. Stellvertretend seien hier einige Verse über den als "Bruder meiner Seele" figurierenden Alozj Rebula zitiert, die den Blick zurück bis zu Kosovel und die gleichzeitige unauslöschliche Erinnerung an ein auch jüdisches Triest einmahnen:

Es schreibt der Bruder meiner Seele
Alojz, der slowenische Bruder,
denkst du an Paulus, an die Römer, acht, achtzehn?
Und der Karst diesen Frühling
ein Reigen violetter Wolken
[...]
Ich geb dir zum Ausgleich einen Sack
weiser Verse, Kohelet, der wirklich Gerechte,
der Heilige unseres unsicheren Schicksals...
Glaubst du, Alojz, werden wir nach Duino fahren,
zusammen das Meer besuchen,
das Srečko verweigerte?
Oder das er, hinter Pinien versteckt,
bespähte, er, Sänger des Karstes?¹⁹

Es ist wohl kein Zufall, dass Fölkel gemeinsam mit Cergoly in *Trieste, Provincia Imperiale* (1983) nicht nur eine ironische und vieldiskutierte Hommage auf den 'Habsburgischen Mythos' der Stadt und ihres Raumes vorgelegt, sondern zuvor eines der ersten (dokumentarischen) Bücher über das KZ San Sabba verfasst hat, *La Risiera di San Sabba. L'Olocausto dimenticato: Trieste e il Litorale Adriatico durante l'occupazione nazista*²⁰. Neben dem (verspielten),Möglichkeitsraum' hat er damit wohl den traumatischen Tiefpunkt der in Unterdrückungs- und Verbrechenserfahrungen gekippten Macht-Kultur-Diskurse im 20. Jahrhundert in Erinnerung, ins Gedächtnis gerufen.

¹⁹ Fölkel, Feruccio, *Erzählung vom Jahr 5744*, übers. u. hrsg. v. Primus-Heinz Kucher, Klagenfurt 1993, 28.

²⁰ Fölkel, Feruccio, L'Olocausto dimenticato: Trieste e il Litorale Adriatico durante l'occupazione nazista, 2. Aufl., BUR Biblioteca Univ. Rizzoli 2000 [1979].

5. Beispiel/Konstellation 3: Österreichische Autoren der Gegenwart zwischen Triest-Touristen und Triestiner Schicksalen

Dass Triest und sein Raum in den letzten drei, vier Dekaden auf österreichische Autoren eine besondere Attraktion ausgeübt hat, ist durch zahlreiche Anthologien oder prägnante Textstellen hinlänglich bekannt. Schon Ingeborg Bachmann hat Triest im Roman Malina (1970) als einen jener Orte ihrer ausgeklügelten Gedächtnistopographie identifiziert, in dem sie sich, obwohl nie physisch wohnhaft, zu Hause gefühlt habe, nicht zuletzt deshalb, weil Italo Svevos Roman La Coscienza di Zeno seit den Frankfurter Vorlesungen (1959/60) für Bachmann gleichsam schreib-existenzielle Referenz war.²¹ Nach ihr hat bekanntlich Hilde Spiel mit dem schmalen aber eindringlichen Roman Mirko und Franca (1980) der Stadt ebenfalls Reverenz erwiesen. Unter den Anthologien sei (neben meiner eigenen im Rahmen des Städteprojekts Graz translokal/Lichtungen, 1998) zunächst auf jene der edition umbruch 1992 verwiesen, die erstmals die ,kanonischen' italienischen und neuere österreichische Stimmen auch mit Hinweisen auf die slowenische Kultur/Literatur angereichert hat, was in den 1990er Jahren z.T. noch Tabu-Charakter hatte und anlässlich von Präsentationen, z.B. des Lichtungen-Bandes, in polemische Kontroversen einmünden konnte, sodann auf die beiden Bände Triest bzw. Karst in der Reihe Europa Erlesen²². Daneben hat es freilich immer wieder Texte gegeben, die Triest eher als exotische Kulisse inszeniert haben wie z.B. der Kriminalroman Triestiner Morgen von Edith Kneifl (1995) oder Jörg Uwe Sauers "drei Metropolen des Wahnsinns" durchlaufender ironisch verspielter Reiseroman Das Traumpaar (2001), in dem Triest einerseits "den Eindruck einer gewissen Weite vermittelt", andererseits kein Ort zum Denken ist", obwohl der Protagonist dann ständig auf historische Reminiszen-

²¹ Vgl. Bachmann, Ingeborg, Malina, in: Dies., *Werke*, hrsg. v. Christine Koschel u.a., Bd. 3, München-Zürich 1978, 2. Aufl., 1982, 99.

²² Triest Trieste, hrsg. v. John Morrisey, Franz M. Rinner u. Claudia Strafner, Mödling-Wien 1992 u.a. mit Texten von Fulvio Tomizza, Virgilio Giotti und einem Abriss über die slowenische Literatur/Kultur Triests von Barbara Gruden und Miran Košuta, 108–114 bzw. "Trieste/Trst/Triest," in: Lichtungen. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Zeitkritik, Graz, Nr. 76/1998, 8–63. Ferner: Triest, hrsg. v. Susanne Gretter, Klagenfurt 1997 (Europa Erlesen) bzw. Karst, hrsg. v. Lojze Wieser, Klagenfurt 1997 (= Europa Erlesen), 2. Aufl., 2010.

zen und Traumata sowie auf eine auf Magris rekurriende Subtextur – Triest als ,città di carta', als eine, "aus Papier bestehende Stadt" zurückgreift.²³

Zweier österreichischer Autoren sei nun im Folgenden und Abschließenden (kurz) gedacht, Autoren, die sich in die Stadt nicht von Außen hinein imaginiert haben, sondern Autoren, deren Werk maßgeblich dem Raum um Triest oder Autoren aus Triest, z.T. im imaginären, z.T. im realen Dialog verpflichtet ist: Gerhard Kofler, 2005 früh verstorbener Lyriker aus Südtirol mit Wiener Wohnsitz und Übersetzer Umberto Sabas ins Deutsche sowie Hans Raimund, einer der feinsinnigsten (und vielleicht auch deshalb wenig bekannten) Lyriker, Verfasser von Prosaminiaturen und ebenfalls Übersetzer (u.a. von Gesualdo Bufalino), der immerhin 12 Jahre (bis 1997) als Lehrer an der Internationalen Schule in Duino tätig war und dort gelebt habt.

Für Kofler, der seine Lyrik in seinen beiden Sprachen Italienisch und Deutsch in den 1990er Jahren entwickelt hat, war Umberto Saba eine der zentralen Referenzen, wenn nicht die zentrale überhaupt. Marie Thérèse Kerschbaumer, eine wichtige zeitgenössische Autorin und Kennerin des Koflerschen Werkes, hat in einer Laudatio 1997 anlässlich des Förderpreises der Kunstsektion des Bundeskanzleramtes zu Recht davon gesprochen, dass Kofler mit jedem Buch seit 1981an seinem eigenen Canzoniere schreibe.²⁴ Wer Koflers Werk kennt, weiß, dass dies über die Textsortenrhetorik einer laudatio hinausgeht, dass Kerschbaumer damit auf seine Poetologie, verstanden auch im Paveseschen Sinn als ,mestiere', abgezielt hat. In nicht wenigen Gedichten Koflers werden denn auch Verse Sabas zitiert, einmontiert, sodass ein intertextuelles und intergenerationelles Gespräch entsteht und in etlichen Gedichten eine formale wie atmosphärisch dichte Konsonanz. Zu erwähnen wären hier z.B. Ritorno spagnolo/Spanische Rückkehr aus der Sammlung 21 poesie- 21 Gedichte (1993), wo in der deutschen Fassung zum Reimpaar ,fiore-amore' (,blume-liebe') der Hinweis auf Sabas Gedicht Amai platziert wird (während er diese Referenz für die italienischen Leser offenbar vorausgesetzt)²⁵, oder *Idea della stanchezza*, Senza titolo,

²³ Sauter, Jörg Uwe, Das Traumpaar, München 2003, 11 bzw. 115.

²⁴ Kerschbaumer, Marie-Thérèse, Laudatio für Gerhard Kofler, in: Dies., *Calypso. Über Welt, Kunst, Literatur,* Klagenfurt-Wien-Ljubljana 2005, 167–176, bes. 173.

²⁵ Dazu ebf. Kerschbaumer, Marie-Thérèse, Gerhard Kofler. Warum italienisch?, in: Dies., Freunde des Orpheus. Essays, Klagenfurt/Celovec 2011, 85–94, bes. 86f.

oder Primo maggio des Zyklus Maggio in transito/Mai-Transit (1996), mit dem der Saba vielleicht am nächsten kommende Band Am Rand der Tage/Poesie del calendario einsetzt: einsetzt mit lakonisch-elegischen Sprachbildern, welche den Grundakkord des Bandes anschlagen: "si sente/molta musica/raccolgo l'armonia / disperata. (zu hören/ ist viel musik/ ich sammle/ die verzweifelte/ harmonie) "26. Auch der Titel des frühen Lyrikbandes Der lange geduldige Blick (1989) lässt uns ahnen, in Hans Raimund ebenfalls jemand vor uns zu haben, dem die Kunst des Sehens, insbesondere des genauen Hinsehens, aber auch der knappen, ins Fragment laufenden Skizze, die dem Sehen die Aura des Gesehenen nicht nehmen will, wichtig ist, ebenso wichtig wie jene des Erfindens. Dass er dieses mit einem Vers von Bobi Bazlen als Motto einer Skizze in Trugschlüsse (1992, ital. Ventrilocqui Viennesi, 1993) verbindet, nämlich mit "Vera vita vuol dire: inventare/ nuovi luoghi dove poter naufragare..." (Dt.: Wahres Leben heißt: neue Orte/Räume erfinden/ um dort Schiffbruch erleiden zu können...) ist aufschlussreich und zeigt eine tiefe Vertrautheit mit der Triestiner Kultur an. Von Duino aus hat sich Raimund den Raum denn auch erschrieben. War dabei wohl auch die übermächtige Dichter-Vater-Imago Rainer Maria Rilke eine beständige Begleiterin, so gelang ihm doch, dies in - programmatisch anklingenden - Versen zu sublimieren, etwa indem die heroische Anrufung der Engel in den Duineser Elegien in eine lakonische, quasi alltagstaugliche und trotzdem poetisch eingestimmte Befindlichkeit kippt bzw. bricht. Nicht gehört werden zwingt, auf das Schreien zu verzichten zugunsten von anderen, leiseren Formen der Wahrnehmung. Im Eröffnungsgedicht zum letzten Band Choral Variationen heißt es: "Zu lange schon hört niemand was er sagt ... und wenn er es schriee! schriee!" Daher - quasi als ernüchternde Bilanz im Sinn eines ,was bleibt' - verstummt das Sprechen: "Er schreit nicht. Er spricht leise zu sich selber/ Er spricht sich vor..."27

Rilke und zwar jener, der mit Duino korrelierbar erscheint, ist nicht der Einzige, mit dem Raimund in einen intertextuellen Dialog tritt; ein zeitnäheres, ironisch grundiertes Beispiel liefert z.B. die Beschreibung eines Triest-Ausflugs mit Ulla Hahn im Text *Stippvisite*²⁸. Auch die Rückkehr nach Österreich bedeutet nicht,

²⁶ Kofler, Gerhard, Am Rand der Tage. Poesie da calendario, Innsbruck 1996, 12, 38 und bes. 6.

²⁷ Raimund, Hans, Choral Variationen, Horn 2011, o.S.

²⁸ Raimund, Hans, Trugschlüsse, Klagenfurt 1990, 73-91.

dass der Triestiner Raum, freilich immer mehr Erinnerungsraum, an Bedeutung verloren hätte: "Auch mit Triest hat er nie gebrochen. Immer wieder sind er und seine Frau – nach Jahren des Zauderns – dorthin zurückgekehrt. Daran erinnerte er sich: wie er jedes Mal von neuem darüber gestaunt hat, wie sehr er sich in dieser Stadt heimisch fühlte, wider Willen heimisch …"²⁹

Zu nennen ist hier deshalb eines der Lebensprojekte, das Raimund de facto fertig gestellt hat, für das es aber am Verleger mangelt: die Ausgabe von Gedichten des Triestiner Lyrikers Virgilio Giottis. Vielleicht kann von dieser Tagung ein Impuls ausgehen, dieses Projekt zu realisieren.

Die vorgestellten Beispiel-Konstellationen könn(t)en natürlich durch andere substituiert oder erweitert werden; Vollständigkeit lautet hier nicht das Ziel. Wenn – abschließend – und ins Fragment (für Adorno bekanntlich das "Echtheitssiegel" und somit Zertifikat der Moderne) auslaufend ein Resümee anvisiert werden darf, dann dieses: dass Triest und sein Raum (topographisch-kulturell) geradezu gesegnet war und ist von Potentialen, wie sie in dieser Form kaum in einer Stadt vergleichbarer Größe anzutreffen sind. Dass sich dies in die Gegenwart – wieder unter neuen Vorzeichen, d.h. stärker globalisierungsbedingt oder auch von regionaler Konfliktualität her geprägt fortsetzt, zeigt sich mittlerweile an der Präsenz von AutorInnen, die es aus verschiedenen Teilen der Welt hierher verschlagenen hat, aus näheren wie Istrien, wenn ich an Kenka Lekovich denke und ihre an Vocci gemahnenden Pastiche-Texte aus Sprache, Dialekt-Experiment, kulinarischen Genüssen und politisch motivierten Ent-Ortungs-Erfahrungen wie z.B. im Band La strage degli Anatroccoli (1995) oder im Radio-Essay I speak Gulasch³⁰. Oder aus ferneren wie Algerien und Argentinien, wenn die Namen Khaled Fouad Allam oder Juan Octavio Prenz fallen. Die Liste ließe sich mittlerweile um einige weitere Namen verlängern, - und das scheint mir auch als Anregung für ein ,neu zu denkendes Europa' zu stehen und gilt es, künftig noch mehr fruchtbar zu machen.

²⁹ Raimund, Hans, Wo ist hier bitte der Ausgang? Trieste! Hello Good Bye!, in: Ders., *Vexierbilder. Aus den Hochstrasser Heften*, Salzburg 2007, 66–77, hier 71.

³⁰ Vgl. Lekovich, Kenka, *I speak Gulasch und andere Texte*, hrsg. u. übers. v. Primus-Heinz Kucher, Klagenfurt/Celovec 2006, bes. 9–63 (Radio-Essay, dt/ital.).

Phantasie – "Die Mutter aller Tugenden von morgen"

Arnold Mettnitzer

Der junge Herakles, noch unschlüssig, welchen Lebensweg er wählen soll, zieht sich an einen abgelegenen Ort zurück, um nachzudenken. Da erscheinen ihm zwei Frauen, Tugend und Glückseligkeit, eine schöner als die andere. Beide werben sie um seine Liebe. Hin- und hergerissen zwischen beiden muss er sich entscheiden. Die Glückseligkeit, von ihren Feinden auch Liederlichkeit genannt, fein herausgeputzt in prächtiger Kleidung, verspricht ihm das Blaue vom Himmel: "Herakles, willst du nun mich zur Freundin wählen, so werde ich dich die angenehmste und gemächlichste Straße führen. Keine Lust sollst du ungekostet lassen, jede Unannehmlichkeit sollst du vermeiden. Um Kriege und Geschäfte hast du dich nicht zu bekümmern, darfst nur darauf bedacht sein, mit den köstlichsten Speisen und Getränken dich zu laben, deine Augen, deine Ohren und übrigen Sinne durch die angenehmsten Empfindungen zu ergötzen, auf einem weichen Lager zu schlafen und den Genuss all dieser Dinge dir ohne Mühe und Arbeit zu verschaffen."

Die Tugend, schlicht gekleidet, zunächst bescheiden mit gesenktem Blick, stellt sich nicht vor Herakles hin, um ihn durch süßliche Lockrufe zu gewinnen, sie bäumt sich vor ihrer Rivalin auf und attackiert sie in der Hoffnung, damit Herakles besser überzeugen zu können:

"Elende, wie kannst du etwas Gutes besitzen? Oder welches Vergnügen kennst du, die du jeder Lust durch Sättigung zuvorkommst? Du isst, ehe dich hungert und trinkst, ehe dich dürstet. Um Esslust zu reizen, suchst du Köche auf. Um mit Lust zu trinken, schaffst du dir kostbare Weine an. Des Sommers gehst du umher und suchst nach Schnee. Kein Bett kann dir weich genug sein. Deine Freunde lässt du die Nacht durchprassen und den besten Teil des Tages verschlafen. Darum hüpfen sie auch sorglos und geputzt durch die Jugend dahin und schleppen sich mühselig und im Schmutz durch das Alter, beschämt

¹ Schwab, Gustav, Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. Erster Teil: Die Sagen vor dem trojanischen Krieg, Berlin 1997, 174–175.

über das, was sie getan, und fast erliegend unter der Last dessen, was sie tun müssen."²

Nicht nur der griechische Held steht am Scheideweg. Die Alternative, die sich ihm bietet, ist zunächst die zwischen einem mühelosen, schnell zu erreichenden, moralisch verwerflichen Weg und einem beschwerlichen, aber tugendhaften, langfristig beglückenden Lebensweg. Kein Wunder, dass dieses Thema zu allen Zeiten nicht nur Schriftsteller inspiriert. Albrecht Dürer z.B. thematisiert in diesem Zusammenhang "Die Eifersucht oder Herkules am Scheideweg" und Angelika Kauffmann legt in ihrem "Selbstbildnis am Scheideweg zwischen Musik und Malerei" den thematischen Schwerpunkt auf die Unentschiedenheit, die "zögerliche Attitüde", das persönliche "Hin-und-her-gerissen-sein" an den entscheidenden Wegkreuzungen des Lebens.

Herakles entscheidet sich für den Weg der Tugend. Was aber ist es mit dieser Tugend? Kann man sich ein für alle Male für sie entscheiden und dann geruhsam ein geglücktes Leben führen? Ist der Mensch auf seinem Lebensweg nicht tagtäglich neu infrage- und vor neue Entscheidungen gestellt? Die Tugend scheint nicht der berechenbare Mittelwert zwischen Verzicht und Ekstase oder Vertröstung und Exzess zu sein. Tugend erfordert täglich neue Entscheidungen in Fragen von Anstand und Moral.

Die immer noch nicht bewältigte Finanz- und Wirtschaftssituation zeigt das jeden Tag in drastischer Art und Weise. Sie ist nicht die schlimmste Krise, in der wir uns momentan befinden, sie ist nur die am deutlichsten sichtbare. Klimaerwärmung und Ressourcenknappheit erscheinen als viel bedrohlichere Szenarien. Aber alle drei scheinen aus einer gemeinsamen Wurzel gespeist zu sein: Die auf allen Ebenen vorhandene unstillbare Gier nach dem persönlichen Vorteil ohne Rücksicht auf die Konsequenzen für den Rest der Gesellschaft! Diese "Hinter-mir-die-Sintflut-Strategie" hat über Jahre und Jahrzehnte hindurch ohne ethische Orientierung die Gewinnmaximierung als ausschließliches Leitmotiv ihres Handelns betrachtet.

"Verantwortung für das Gemeinwohl" oder "Solidarität" sind in diesem Kontext höchstens eine Vokabel für mild belächeltes Gutmenschentum. Trotzdem braucht alles, was Menschen mit Menschen und für Menschen tun, Orientie-

² Ebd. 176.

rung und Einordnung in ein größeres Ganzes. Ohne diesen Blick aufs Ganze, ohne Verantwortungsgefühl für das Gemeinwohl, ohne Solidarität mögen einzelne Gruppen wachsen wie die Krebszellen, die zum Teil viel besser und schneller wachsen als normale Zellen, aber sie scheren aus dem Gesamtkontext des Organismus aus, verlieren ihre Orientierung und führen ein Eigenleben, das auf Dauer den Tod des Organismus zur Folge hat.

Wenn auf allen Ebenen der Gesellschaft der Spekulant nur seinen alleinigen Vorteil sucht und die Formen der politischen Korruption zwar wechseln, aber überall anzutreffen sind, dann ist es nicht nur an der Zeit, nach vorbeugenden Gesetzen zu rufen, sondern nach Tugenden zu fragen, ohne die die Rede von Ethik und Moral nur heiße Luft und leeres Stroh bedeutet.

In diesem Sinn gibt es auch in Österreich seit ein paar Jahren, wohl auch aus den Erfahrungen mit der seit der Wirtschaftskrise wachsenden Wirtschaftskriminalität, das sogenannte "Verbandsverantwortlichengesetz", das eine strafrechtliche Verantwortlichkeit von Verbänden einführt, also von juristischen Personen sowie bestimmten Gesellschaften, insbesondere Personenhandelsgesellschaften, und damit nicht nur handelnde Personen, sondern auch Verbände und Gesellschaften als Ganze zur Verantwortung zieht.

"Was aber ist", fragt vor ein paar Monaten Paul Lendvai³, "wenn der Staat, wenn seine Träger selbst korrupt sind?" Diese und andere grundsätzliche Fragen stellt der deutsche Politologe Paul Noack schon in seiner 1985 veröffentlichten Studie über "Korruption – die andere Seite der Macht" Die von ihm zitierten klassischen Analysen hätten durchaus auch heute noch Relevanz. Ebenso das bereits 1979 in deutscher Sprache erschienene Alterswerk von Erich Fromm "Haben oder Sein" nicht und der Autor nach den "seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft" sucht und darüber nachdenkt, was es bedeutet, wenn jemand seine Lebenspraxis sosehr am Haben orientiert, dass ihm beim Wort "Vermögen" nur "Bares als Wahres" einfällt und er nicht im Traum daran denken mag, dass damit ja auch und zuallererst das gemeint sein könnte, was Fromm die psychischen Eigenkräfte des Menschen bezeichnet, deren heilige Trias er in Liebe, Vernunft und produktivem Tun sieht.

³ In der Tageszeitung "Der Standard" vom 29. Mai 2012, 21.

⁴ Noack, Paul, Korruption - die andere Seite der Macht, München 1985.

⁵ Fromm, Erich, Haben oder Sein, München 1979.

Dieses "Vermögen" will Erich Fromm kurz vor Beginn des neuen Jahrtausends wieder in den Blick rücken. Wo das menschliche Sinnen und Trachten des Einzelnen nur ums Haben kreist, verliert die Gesellschaft ihre Seele und die innere Kraft. Und im Unterschied zu den Gegenständen des Habens werden die praktizierten Eigenkräfte des Menschen durch die Praxis nicht nur nicht aufgebraucht, sondern vermehrt.

Die Grundlagen für diese Überzeugung schöpft Erich Fromm aus den Schriften von Karl Marx und Meister Eckhart. Beide könnten auf den ersten Blick unterschiedlicher nicht sein. Aber beide schreiben und predigen aus einer Lebenspraxis heraus, bei der sie am eigenen Leib erfahren, dass das Leben erfüllter ist, sofern der Mensch nur auf die ihm eigenen Kräfte zur Einheitserfahrung von Liebe, Vernunft und produktivem Tun baut. Und sie erfahren, dass das Leben in Wirklichkeit leer, langweilig und unerfüllt bleibt, wenn der Mensch danach strebt, sein Leben nicht aus eigener Kraft zu leben, sondern versucht, es mit Hilfe von Surrogaten, Ersatzstücken und Krücken auszufüllen und sekundär anzureichern.

Für Fromm ist die Notwendigkeit einer radikalen menschlichen Veränderung deshalb weder nur eine ethische oder religiöse Forderung noch ausschließlich ein psychologisches Postulat, das sich aus der krankhaften Natur unserer gegenwärtigen Gesellschaft ergibt, sondern sie ist auch eine Voraussetzung für das nackte Überleben der Menschheit:

"Richtig leben heißt (für eine seelisch gesunde Gesellschaft in der Zukunft) nicht länger, nur ein ethisches oder religiöses Gebot zu erfüllen. Zum ersten Mal in der Geschichte hängt das physische Überleben der Menschheit von einer radikalen seelischen Veränderung des Menschen ab. Dieser Wandel im Herzen des Menschen ist jedoch nur in dem Maß möglich, in dem drastische ökonomische und soziale Veränderungen eintreten, die ihm die Chance geben, sich zu wandeln, und den Mut und die Vorstellungskraft, die er braucht, um diese Veränderung zu erreichen."

Es gibt zwei Wege, dieses Postulat zu verwirklichen: Einen, der eine neue Begründung für alte Werte liefert, und den zweiten, der die Notwendigkeit neuer Werte aufzeigt.

⁶ Ebd. 21.

Eine neue Begründung für alte Werte

Wenn heute in der Hoffnung auf ihre grenzüberschreitende Verbindlichkeit nach Werten gerufen wird, dann genügt es nicht mehr, vor den sieben "Todsünden" zu warnen und diesen in Form der drei göttlichen Tugenden und der vier Kardinaltugenden eine andere Siebenzahl entgegenzuhalten. Völlerei, Wollust, Habsucht, Zorn, Neid, Trägheit und Hochmut werden nicht automatisch wettgemacht durch Glaube, Hoffnung, Liebe, Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigung. Es sei denn, der Zeitgenosse nimmt sich zu Herzen, was er als aufmerksamer Besucher in der linken Seitenkapelle der Stadtpfarrkirche Murau auf evangelischen Wandmalereien aus der Renaissancezeit entdecken kann. Dort findet sich neben den drei göttlichen Tugenden und den vier Kardinaltugenden auch das Glück als Tugend dargestellt. Als "achte Tugend" sorgt somit Fortuna als "Gleichmut gegenüber dem Willen Gottes" rein numerisch für das Übergewicht auf der Waagschale zu Gunsten des Guten. Ein genialer, phantasievoller Schachzug, aber leider nicht gut genug, um angesichts der seelischen Not und Bedürftigkeit des Menschen in einer immer komplexeren Gesellschaft ein brauchbares Leitmotiv für konkretes Handeln anzubieten. Glück, das sich nicht als Roulette im Dienste des Zufalls, sondern als Gleichmut, als innere seelische Ausgeglichenheit beschreiben lässt, mag eine prinzipiell richtige Perspektive eröffnen, kann aber keinen Handlungsimperativ im Hier und Jetzt aufzeigen! Dazu kommt, dass nirgends die Meinungsverschiedenheiten und die Widersprüche zwischen miteinander unverträglichen Standpunkten größer zu sein scheinen als in der Beurteilung von Werten und Handlungen bezüglich ihrer Richtigkeit und Moralität. Wird in diesem Zusammenhang von "Freiheit" geredet, wird sie oft nicht als "Freiheit aller" begriffen, sondern als "Freiheit von Auserwählten", die es sich zu "richten" wissen. Gerade deshalb muss in den verschiedenen historisch entstandenen Moralsystemen gefragt werden, ob sie sich nicht trotz aller inhaltlichen Differenzen doch allesamt auf einen formalen Grundsatz zurückführen lassen? Ein solcher Grundsatz, der auf die Bibel zurückgeht, ist z.B. die "goldene Regel': "Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu"; oder positiv formuliert: "Behandle deine Mitmenschen so, wie du von ihnen behandelt werden willst."7 Oder in der rabbinischen Übersetzung des biblischen Liebesgebotes: "Liebe Deinen Nächsten, er ist wie Du!"

Diese Regel verlangt somit vor jeder konkreten Einzelentscheidung, dass sich ein Mensch in die Lage des oder der von ihr Betroffenen versetzen soll, um zu prüfen, ob er die Entscheidung auch dann gutheißen könnte, wenn ein anderer sie fällen würde und er dadurch unmittelbar oder mittelbar davon betroffen wäre

Die "goldene Regel" ist nicht selber eine moralische Norm, sondern soll als Maßstab von moralischen Normen fungieren, d.h. sie schreibt nicht inhaltlich vor, was im Einzelnen getan werden soll; sie gebietet vielmehr rein formal, wie generell gehandelt werden muss, damit die Handlung als moralisch anerkannt werden kann.

Wer aus moralischer Kompetenz moralisch handelt, vermag Rechenschaft abzulegen über die Gründe seines Tuns, wobei der letzte Grund aller Gründe die Freiheit ist, die sich um der Freiheit aller willen an Normen und Werte bindet, durch die der größtmögliche Freiheitsspielraum ermöglicht wird. Moralisch kompetent ist der mündige Mensch, wenn er seine Entscheidungen nicht nur gegenüber sich selbst, sondern auch gegenüber seinen Mitmenschen zu verantworten vermag. Moralische Kompetenz und Verantwortung gehören deshalb untrennbar zusammen, sie sind die beiden Seiten einer Freiheit, die sich als ETHIK versteht. Freiheit im Sinne von ETHIK stellt sich freiwillig unter die Pflicht der Verantwortung und Rechtfertigung, denn auch, wenn der Mensch guten Willens ist und moralische Kompetenz besitzt, ist er nicht frei von Irrtum und Schuld. Wenn er sich aber die ETHIK zum Prinzip seines Handelns macht, bekundet er damit auch die Absicht, seine Handlungsstrukturen so durchsichtig wie möglich zu machen, um Irrtümern und Schuld möglichst wenig Raum zu geben.

Die Notwendigkeit neuer Werte

Dorothee Sölle ruft in ihrem kleinen Buch "Phantasie und Gehorsam"⁸ zur Pflege der Phantasie auf, welche sie als "Mutter aller Tugenden von morgen" einer einseitigen und tödlichen Gehorsamsethik gegenüberstellt:

⁷ Tobias 4, 16; Matth. 7, 12; Luk. 6, 31.

⁸ Dorothee Sölle, Phantasie und Gehorsam, 3. Aufl., Stuttgart 1968.

Gehorsam in dem Sinn, dass der Mensch eine bestehende Ordnung aufrechterhält, genügt nicht. Von ihm darf erwartet werden, dass er die Welt gestalten und kraft seiner Phantasie verändern will. In Wirklichkeit ist Phantasie eine Form der Freiheit, die ein Mensch in seinem Leben gewinnen kann. Sie entsteht, wie jede andere Tugend, als Frucht seiner Auseinandersetzung mit der Welt ...

Der Mensch muss die Art dieser seiner Tugend aus seiner eigenen Situation heraus selber finden, er muss Einfluss auf die Situation haben, er muss sie mitbestimmen können, Spontaneität, Mitbestimmung und Freiheit sind Bedingungen jeder Tugend, die überhaupt das Reich des Tieres, nämlich der Notwendigkeit und der Dressur, verlassen hat. Die psychische Grundlage der neueren Tugenden ist dann nicht mehr der Gehorsam, der sich an Normen misst, der die Schwierigkeiten einer Situation auf sich nimmt, die Ordnung erhält und erträgt, was zu ertragen ist, sondern die Phantasie als Mutter der Tugenden von morgen. Der Gehorsam als Zentraltugend wird abgelöst. Ordnung, Pünktlichkeit, Sauberkeit, Sparsamkeit und Fleiß haben nur dort und dann Sinn, wo sie im Dienst der Einfühlung in den anderen Menschen stehen. So ist ein ethisches System denkbar, in dem sich alle Tugenden auf Phantasie gründen. Einige dieser neuen Tugenden, die gerade für eine neue Art weltweit vernetzten Zusammenlebens von Menschen wichtig werden, sind die Toleranz und der Humor, der gerechte Zorn im Sinne von Mut statt Wut und die Einfühlung, die Initiative und die Beharrlichkeit einer produktiven Vorstellungskraft. Solche Phantasie ist Phantasie der Hoffnung, die nichts und niemanden aufaibt und sich von den konkreten Rückschlägen nur zu neuen Erfindungen provozieren lässt. So verstandene Phantasie überschreitet Grenzen und bringt Menschen zueinander. Voraussetzung dafür ist ein leidenschaftliches Herz und die Bereitschaft, Fragen der Ethik und Moral nicht über Hochglanzbroschüren, sondern über konkret Erlebbares zu erörtern.

5. Die Regionen als Bühne

Die (Salzburger) Festspiele als Idee

Helga Rabl-Stadler

"Triest ist der ideale Beobachtungsposten Richtung Europa", schrieb Claudio Magris schon vor Jahrzehnten. Das klingt zwar aus heutiger Sicht nach dem Fall des Eisernen Vorhangs und nach der Neuformung des Balkans etwas seltsam, denn Triest ist nicht länger ein idealer Beobachtungsposten Richtung Europa, sondern näher zur Mitte Europas gerückt. Trotzdem gilt heute noch:

"Wenn Triest eine Grenze ist, so wird diese in einigen literarischen Werken zur Grundbefindlichkeit des Lebens und Fühlens, zu einer psychologischen und poetischen Struktur. Die Grenze ist eine Linie, die zugleich trennt und verbindet, eine scharfe Schnittwunde, die nur langsam vernarbt, ein Niemandsland, eine Übergangszone, deren Bewohner oft nicht das Gefühl haben, einem bestimmten Vaterland anzugehören, zumindest nicht mit jener Selbstverständlichkeit, mit der man sich normalerweise mit dem eigenen Vaterland identifiziert."

Claudio Magris liefert auch den Leitgedanken, mit dem man viele europäische Probleme überwinden könnte, der auch so herrlich zum Motto der heutigen Tagung passt, Europa neu denken: "Vielleicht besteht die einzige Möglichkeit die tödliche Macht der Grenzen zu neutralisieren darin, sich immer auch auf der anderen Seite zu fühlen, auch für sie Partei zu ergreifen." Die Gegensätze aushalten, die andere Seite mitdenken, das würde den europäischen Alltag erleichtern, geradezu verschönern.

Ein Projekt im Sinne von Europa zu denken, ein Versuch, den europäischen Gedanken durch Taten zu manifestieren war auch die Gründungsidee der Salzburger Festspiele.

1919, kurz nach Ende des Ersten Weltkriegs, war der Dichter Hugo von Hofmannsthal davon überzeugt, dass nur die Kultur die vom Krieg gegeneinander gehetzten Menschen, die vom Krieg zerrissenen Völker wieder zusammenbringen könnte. Der ideale Ort dafür wäre Salzburg.

"Das Salzburger Land ist das Herz vom Herzen Europas. Es liegt halbwegs zwischen der Schweiz und den slawischen Ländern, halbwegs zwischen dem nördlichen Deutschland und dem lombardischen Italien; es liegt in der Mitte zwischen Süd und Nord, zwischen Berg und Ebene, zwischen dem Heroischen und dem Idyllischen. Salzburg liegt als Bauwerk zwischen dem Städtischen und dem Ländlichen, dem Uralten und dem Neuzeitlichen, dem barocken Fürstlichen und dem lieblich, ewig Bäuerlichen. Mozart ist der Ausdruck von alledem. Das mittlere Europa hat keinen schöneren Raum und gerade hier musste Mozart geboren werden"

Europa müsse sich in Salzburg manifestieren, denn

"Herder und Napoleon haben den Glauben an Europa besessen, Goethe und die Französische Revolution begegnen sich in ihm. Der Glaube an Europa ist das Fundament unseres geistigen Daseins. Alles kommt darauf an, dass er durch aufbauende Taten immer wieder bekannt werde"

Die Festspiele als ein Projekt gegen die Krise nach dem Ersten Weltkrieg, die Sinnkrise, den Werteverlust, die Identitätskrise des einzelnen Menschen, aber auch ganzer Völker.

Hugo von Hofmannsthal ließ sich daher auch damals nicht von der Frage provozieren, an wen sich die Festspiele eigentlich richten, an die Gebildeten oder an die Masse? Seine Antwort: "Wer den Begriff des Volkes vor der Seele hat, weist diese Trennung zurück." Nicht Luxus, sondern Lebensmittel für alle nach den furchtbaren Zeiten des Krieges.

"Österreich hat Grillparzer und Karl Kraus, es hat Hermann Bahr und Hugo von Hofmannsthal, für alle Fälle auch die Neue Freie Presse und den Esprit de Finesse", aber trotzdem, es gäbe "nicht eine österreichische Kultur, sondern nur ein begabtes Land, das einen Überschuss an Denkern, Dichtern, Schauspielern, Kellnern und Frisören erzeugt".

So lautete 1919 in "Buridans Österreicher" Robert Musils literarisches Attest. Musil überträgt den unter Logikern beliebten Fall von Buridans Esel auf den mentalen Zustand der Österreicher. Das arme Tier steht verzweifelt zwischen zwei Heubündeln, die genau gleich frisch und gleich groß sind. Ohne Anstoß von außen scheitert der Esel jedoch an der Qual der Wahl, verhungert elend, stirbt, weil er sich nicht entscheiden kann. Diesen Fall der tödlichen Unentschlossenheit bezieht Musil auf die seiner Meinung nach dringend nötige Entscheidung Österreichs für eines der zwei Heubündel, die Donauföderation oder Großdeutschland, und empfiehlt den Anschluss an Deutschland als die

bessere Lösung, denn sonst werde Österreich als ein "europäischer Naturschutzpark für vornehmen Verfall" enden.

Vielleicht ganz interessant in diesem Zusammenhang, dieses Zitat: "Österreich laufe Gefahr als ein europäischer Naturschutzpark für den vornehmen Verfall zu enden", hat Gerhard Katschnig schon gestern verwendet. Er fand es im selben Buch wie ich, "Der Österreichische Mensch" von William M. Johnston, Amerikaner mit altösterreichischen Wurzeln, der von der festen Überzeugung beseelt ist, das österreichische Habsburgerreich mit seinen Beamten habe unschätzbare Arbeit für den europäischen Geist geleistet.

Für uns überzeugte Österreicher von heute hat dieser, der Musilsche Anschlussgedanke, etwas geradezu Empörendes. Damals allerdings, als Österreich vom Europa umspannenden Habsburgerreich zum Rest, der übrig blieb, schrumpfte (*l'Autriche, c'est ce qui reste,* wie es der französische Außenminister Clemenceau kalt formulierte), sahen viele Dichter, Denker und Politiker darin die einzige Chance für eine Zukunft. Was sich ein Deutsch-Schweizer oder ein Deutscher nicht vorzustellen vermag: Erst die Katastrophe des Ersten Weltkrieges zwang uns Österreicher dazu, über unsere Eigenart nachzudenken. Wie resümierte Friedrich Torberg so treffend: "Allein der Österreicher weiß nicht, wer er ist, ja ob er ist. Und es dünkt ihn bereits eine gewisse Leistung, wenigstens das zu wissen."

"Österreich ist ja noch nie formuliert worden, es hat keine Sprache, es kann sich nur durch Musik und die bildende Kunst oder unmittelbar durch die Tat verständigen", so formulierte es der Wahl-Salzburger Hermann Bahr. Der Skeptiker Robert Musil beschrieb das Leiden des österreichischen Möglichkeitsmenschen an der Wirklichkeit.

Der Schwärmer Hugo von Hofmannsthal hingegen schritt zur Tat. Er nutzte nicht weniger beeindruckend als Musil seine dichterischen Möglichkeiten, um Österreich ein neues Selbstbewusstsein zu geben. Österreich sollte zu einem Leuchtturm der gesamtdeutschen Kultur werden. Österreich sollte aber auch stolz sein auf die Jahrhunderte lang geleistete mitteleuropäische Vermittlungsarbeit. Hofmannsthal war überzeugt von der österreichischen Berufung zur kulturellen Synthese.

Kultur als Versöhnungsversuch, Kultur als Friedensbringer, Kultur als Träger der Europa-Idee, ja, Kultur im österreichischen Fall vielleicht sogar als Staatsbewahrer. Denn es gibt ernstzunehmende historische Hinweise darauf, dass die großen Drei in Jalta die Festspiele als Beweis für ein eigenständiges Österreich kannten und anerkannten, diese also im dramatischsten Sinne identitätsstiftend am Wege zur zweiten Republik waren. Und nur wenige Wochen, nachdem sich Salzburg am 4. Mai 1945 entgegen dem Befehl kampflos ergeben hatte, gab der amerikanische General Clark Festspielpräsident Puthon den Auftrag, noch im selben Sommer wieder Festspiele zu veranstalten.

"Obwohl die Bahnanlagen hier und außerwärts zum Großteil zerstört waren und notdürftig nur Militär und Flüchtlingszüge verkehrten, obwohl die Stadt in vielen Teilen noch in Trümmern lag – es waren 1800 Objekte durch die Fliegerangriffe ganz oder teilweise zerstört und manche Gassen wegen der Schuttmassen nicht passierbar, obwohl auch die Nachbarschaft des Festspielhauses durch Schuttmassen aus den Luftschutzstollen direkt blockiert war, obwohl die Stadt von 10.000 Flüchtlingen und ca. 40.000 Mann amerikanischer Truppen so überfüllt war, dass kein Hotel und Privatzimmer zu haben war".

Dazu General Clark in seiner Eröffnungsrede am 12. August 1945:

"Es macht mir fernerhin Freude, dass meine erste öffentliche Ansprache an das österreichische Volk im amerikanisch besetzten Gebiet bei einer solchen Gelegenheit stattfindet, nämlich bei einer Feier zur Wiedergeburt der kulturellen Freiheit. Ich bin mir bewusst, dass diese frühe Einführung ihrer Festspiele ein Beweis dafür ist, dass die gemeinsame Arbeit des österreichischen Volkes und der Vereinten Nationen, ein freies unabhängiges Österreich wiederherzustellen, bald glücken wird."

Wirtschaftlich ist Salzburg ohne Festspiele undenkbar. Es war Landeshauptmann Franz Rehrl, der bereits in den 1920er Jahren das ökonomische Potential einer großen Kulturveranstaltung erkannte. Er rettete die Festspielhausgemeinde mehrfach vor dem Konkurs. Mit der Bildung eines Fonds zur Förderung des Fremdenverkehrs im Land Salzburg am 27. Dezember 1926, dessen Aufgabe laut Protokoll expressis verbis die bleibende Finanzierung der Festspiele sein sollte, setzte er eine echte Pioniertat. Dass die Festspiele seit den späten 1950er Jahren künstlerischer und wirtschaftlicher Motor einer ganzen Region sind, hätte Rehrl allerdings nicht zu hoffen gewagt.

Kein Theaterbetrieb der Welt hat annähernd so große wirtschaftliche Effekte auf eine Region wie die Festspiele auf Salzburg – und das seit Jahrzehnten!

Kultur schafft Standort. Denn Salzburg ist ein sonderbares Land. Der größte Industriebetrieb in Salzburg beschäftigt um die 2.000 Mitarbeiter. Bei den Festspielen aber waren es im Sommer 2011 genau gezählt 3.919 Künstler und technisch/administratives Personal. Das allerdings nur für ein paar Wochen im Sommer. Denn ganzjährig sind lediglich 199 Personen bei den Festspielen beschäftigt. Ein Kulturbetrieb, der größer ist als die größte Industrie im Lande, das ist eine Struktur, die es nirgendwo sonst auf der Welt gibt!

Und was tun diese rund 4.000 Leute? Sie produzierten letztes Jahr 308 Veranstaltungen, die von rund 250.000 Gästen besucht wurden. Und woher kommen die Menschen, die durch ihren Besuch Salzburg zu einer Erfolgsstory machten und machen? 70 Prozent aus dem Ausland, aus 72 Nationen, davon 35 außereuropäische Länder.

Dass 594 Journalisten aus 29 Ländern einen Sommer lang aus Salzburg berichten, bringt Auseinandersetzung mit der von uns gebotenen Kunst im Besonderen, aber auch als sehr gewünschtes Nebenprodukt unbezahlte und unbezahlbare Werbung für Urlaub in Salzburg und Österreich.

Weil trotzdem – typisch österreichisch – gerne über wirtschaftlichen Sinn und Unsinn der Festspiele räsoniert wird, werden seit 1980 in regelmäßigen Abständen Studien über direkte und indirekte ökonomische Auswirkungen der Festspiele erarbeitet, über die sogenannte Umwegrentabilität. Das Ergebnis ist mehrfach erfreulich und beachtlich:

- 1. Ganz selbstbewusst ausgedrückt die Festspiele zahlen sich ihre Subventionen selbst. Sie bewirken einen Zusatzumsatz von € 225 Millionen. Das heißt, sie bringen österreichweit rund 2.900 zusätzliche Arbeitsplätze, von denen etwa 2.500 direkt Salzburg zuzuordnen sind. Die zusätzlichen Einnahmen an Lohn-, Einkommens- und Umsatzsteuer betragen rund € 38 Millionen. Darin ist die Abgabenleistung des Salzburger Festspielfonds von über € 11,1 Millionen nicht enthalten. Das heißt, allein an Abgaben erhalten die Subventionsgeber annähernd das zurück, was sie leisten mussten.
- 2. Die Festspiele stärken die Anziehungskraft des Stadtzentrums als Erlebnisraum. In einer Zeit, in der Einkaufszentren am Stadtrand und das Abwandern der Stadtbevölkerung ins Grüne allenthalben zu einem bedrohlichen Funktionsverlust der Stadtkerne führen, wirken die Festspiele dieser traurigen Entwicklung entgegen.

- 3. *Die Festspiele sind wichtige Antriebskraft im Fremdenverkehr.* Während der durchschnittliche Städtetourist knapp zwei Tage in einer Stadt bleibt, beträgt die durchschnittliche Dauer des Festspielaufenthaltes 7,2 Tage.
- 4. Die Festspiele spielen eine wichtige Rolle bei der Schaffung neuer Dienstleistungsstrukturen. Salzburg verliert seit Jahren Arbeitsplätze in der Industrie. Die Wirtschaftspolitik versucht daher verstärkt, den Dienstleistungssektor auszubauen. Hier konnten die Festspiele schon oft helfen, Betriebe der Musikund Medienwirtschaft mit höher qualifizierten Arbeitsplätzen bzw. ein Technologiezentrum mit einschlägigen Unternehmen anzusiedeln. So verdanken die Salzburger Herbert von Karajan ungezählte musikalische Sternstunden, den Bau eines großen Festspielhauses, aber mit Sony z.B. auch ganz rentable Unternehmen.

Ich bitte Sie, mich nicht misszuverstehen: Es ist wunderbar, wenn Festspiele sich auch rechnen. Aber Kunst und Kultur dürfen ihre Rechtfertigung niemals aus ihrer Rentabilität beziehen. Ich war sehr dankbar, als kürzlich der oberösterreichische Landeshauptmann Josef Pühringer sagte, Kunst müsse sich nicht mit ihrer Umwegrentabilität rechtfertigen, Kunst sei ein gesellschaftspolitischer Wert an sich. So erfreulich es für uns alle ist, dass die Festspiele künstlerischer und wirtschaftlicher Motor dieser Region sind. Nicht die beeindruckende Umwegrentabilität macht uns zukunftsfest, sondern, um in Marketingbegriffen zu sprechen, das Produkt. Das Produkt ist unser Programm, die richtige Mischung und die unvergleichliche Qualität. Wir kämpfen daher für finanziell unrentable Produktionen wie Uraufführungen und finanziell unrentable Spielstätten. Diese rentieren sich aber in einem viel umfassenderen Sinn des Wortes. Sie sind Garanten der Einzigartigkeit der Salzburger Festspiele. Denn ein Festival mit einem singenden Weltstar in der römischen Ruine kann heutzutage jeder organisieren, der genügend Geld in die Hand nimmt.

An diesem Punkt möchte ich nochmals auf die Entstehungsgeschichte der Festspiele eingehen. Ich lege großen Wert darauf, dass wir die Salzburger Festspiele und nicht irgendein Festival sind, obwohl uns der Begriff Festival englischsprachig durch das Internet aufgezwungen wird. Die Festspiele wurden nach dem Ersten Weltkrieg als Friedensfest, als Signal der kulturellen Stärke gegründet. 30 Jahre später gingen auch andere Regionen diesen Weg um ihren Überlebenswillen nach den Schrecken des Zweiten Weltkriegs zu bekunden. Festspiele als Ausdruck der Neubesinnung auf die geistige Kraft. 1946

wurden zum Beispiel die Bregenzer Festspiele und der Prager Frühling gegründet, 1947 das Holland Festival und das Edinburgh Festival, 1949 Dubrovnik und die Biennale in Venedig oder 1952 das Festival Ljubljana.

Dubrovnik, eine Stadt mit 40 verschiedenen Festspielschauplätzen, ganz im Sinne von Max Reinhardts auf Salzburg gemünztes "Die ganze Stadt ist Bühne", wollte sich auch in den düstersten Jahren der 1990er Jahre behaupten. Im Dezember 1991 wurde ein Konzert zu Ehren von Wolfgang A. Mozart organisiert und die serbische Soldateska, oben auf dem Berg Zarkovica, antwortete mit dem heftigsten Artilleriebeschuss seit Kriegsbeginn.

Die Entwicklung hunderter Festivals in den vergangenen Jahrzehnten hat keine ideengeschichtliche Grundlage. Die Festivalitis entstand meist aus rein wirtschaftlichen Interessen. Das ist nicht weiter böse, muss aber dargestellt werden. Vor einer bloß zur Ankurbelung des Tourismus geschaffenen Kette von Events gehen weder Impulse für Identität noch für europäische Zusammenschau aus. Da muss man sich nicht wundern, wenn dann wie in Triest statt des Kulturzentrums ein Outletcenter in ein verlassenes Industriegelände kommt. Eine kalte Rechnung einfach.

Zusammenfassend, was leisten die Salzburger Festspiele für die europäische Kultur, was macht sie so einzigartig? Volker Gerhardt sagte dazu bei den von Michael Fischer seit Jahren so liebevoll und kompetent geplanten Festspiel-Dialogen: "Salzburg muss ein Gesamtkunstwerk werden, das die Einheit der Gegensätze und Unterschiede zu einer europäischen Solidarität fügt."

Die Festspiele als Friedenswerk – daher laden wir fast alljährlich das West-Eastern Divan Orchestra mit Daniel Barenboim an der Spitze zu den Festspielen, das nächste Mal 2013 zu Pfingsten. Junge Musiker aus den verfeindeten, kriegführenden Ländern des Mittleren Ostens spielen unter der Führung von Daniel Barenboim das "Deutsche Requiem" von Brahms. Und das Simón Bolívar Orchestra, ein Sozialprojekt, mit dem Kinder aus den Favelas Venezuelas geholt wurden, führt uns die Macht der Musik im Sommer 2013 vor Augen. Die Festspiele sind aber auch ein wichtiger europäischer Gedächtnisort, ganz im Sinne des von Prof. Ottmann zitierten "keine Zukunft ohne Herkunft".

Wichtig ist auch die Tatsache, dass die Festspiele narrative Intelligenz verkörpern. Die vergangenen Pfingstfestspiele erzählten vier Tage lang die große Geschichte von Cleopatra, Caesar und Marc Anton. Erzählt von den Komponisten verschiedenster europäischer Länder, interpretiert von Sängern aus aller

Welt. Das Publikum nahm dieses Angebot, etwas erzählt zu bekommen, mit Begeisterung auf.

Die Festspiele als Beziehungswunder, Sinnstifter und Verzauberer. Sie schaffen Beziehungen zwischen den Künstlern untereinander, die in Salzburg auch oft Projekte ersinnen, die anderswo Früchte tragen. Beziehungen vor allem aber zwischen den Künstlern und dem Publikum. Denn die Festspiele sind mehr als eine Aneinanderreihung von Events, sie sind ein tiefgreifendes Erlebnis, das weit in den Alltag nachklingt.

Literatur

Bahr, Hermann, Schwarzgelb, Berlin 1917.

Festspiel-Dialoge (Homepage): www.festspielfreunde.at/dialoge

Gaubinger, Bernd, *Die wirtschaftliche Bedeutung der Salzburger Festspiele. Studie 2011 des Zentrums für Zukunftsstudien der Fachhochschule Salzburg* (www.salzburgerfestspiele.at/Portals/0/%20Studie%20211.pdf).

Hofmannsthal, Hugo von, Die Salzburger Festspiele [1919], in: Ders., Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden, hrsg. von Bernd Schoeller u.a., Bd. 9: Reden und Aufsätze II (1914-1924), Frankfurt am Main 1979 [Erstdruck anonym als Faltprospekt im Verlag der Salzburger Festspielhaus-Gemeinde, Wien 1919].

Johnston, William M., Der österreichische Mensch. Kulturgeschichte der Eigenart Österreichs, Wien 2009 (= Studien zu Politik und Verwaltung, Bd. 94).

Kriechbaumer, Robert, Salzburger Festspiele 1945-1960. Ihre Geschichte von 1945 bis 1960, Salzburg-Wien 2007.

Magris, Claudio, *Triest. Eine literarische Hauptstadt in Mitteleuropa*, übersetzt von Ragni Maria Gschwend, München 1987.

Prossnitz, Gisela, Salzburger Festspiele 1945-1960. Eine Chronik in Zeugnissen und Bildern, Salzburg-Wien 2007.

Ali smemo varčevati z umetnostjo?

Goran Vojnović

Ko je naša nova vlada v začetku leta napovedala varčevalne ukrepe na področju kulture, sem si to predstavljal tako, da bomo ostali brez zadnjih poglavij romanov, da ne bomo nikoli zvedeli, ali se naša filmska junaka na koncu poročita in ali je butler zares morilec. Predstavljal sem si, da bodo slikarji poslej porisali le tri četrtine platna, pesniki pa izpuščali zadnje kitice svojih pesmi. In simfonični orkester bo pač nekako shajal brez violinistov.

Takšen vtis je pač v meni vzbujala vlada, ki je kulturnikom v pozdrav že pred začetkom svojega mandata ukinila ministrstvo za kulturo ter ga združila z izobraževanjem, znanostjo in športom, resorji, ki jim do razcveta manjka le malo zdrave kmečke pameti, kot nam je to takrat nazorno pojasnil novi državni sekretar za kulturo.

Pri nas sicer že dolgo ne govorimo več o kulturi, temveč se pogovarjamo o njeni racionalizaciji, o transparentnosti delovanja kulturnikov, o neučinkoviti kulturni birokraciji ali o zagotavljanju primernih pogojev za ustvarjanje v novih, kulturi nenaklonjenih časih. O knjigah ali filmih pa se nekako ne spodobi govoriti, saj je umetnost v času konsolidacije javnih financ seveda preveč banalna in nepomembna reč, da bi z njo motili ljudi, ki noč in dan zmanjšujejo naš javni dolg in na ta način skrbijo za to, da Slovenija ne bi postala nova Grčija.

V teh težkih časih je nam torej kultura postala preprosto odveč, saj je v družbi prevladalo mnenje, da je kultura privilegij, rahlo perverzen luksuz, ki si ga v času konjunkture morda še lahko privoščimo, medtem ko se morajo umetniki v krizi zavedati resnosti položaja, v katerem smo se znašli, in za nekaj časa pozabiti na podporo države pri svojem ustvarjanju. Na ta način, torej z odrekanjem, morajo umetniki izraziti svoje domoljubje oziroma solidarnost z vsemi, ki jih je ta kriza prizadela, tako doma kot po svetu.

Vsaj tako je bilo razumeti odgovor politike na proteste kulturnikov. Ti so namreč v njenih očeh obveljali za nesolidarne sebičneže, ki se kot majhni otroci ne zavedajo potreb ljudi okoli sebe in ki s tem, ko ne pristajajo na varčevalne ukrepe na področju kulture, politiko silijo, da za reševanje krize nujno potrebna finanč-

na sredstva odvzame drugim, revnejšim in denarja veliko bolj potrebnim družbenim skupinam. Prevladalo je torej mnenje, da kulturniki s svojimi zahtevami zgolj dodatno bremenijo najnižje sloje prebivalstva in s tem resno načenjajo socialno državo.

Seveda nam tega ni nihče tako eksplicitno povedal, ampak se je bralo med vrsticami, kar pa glede na to, da naši politiki z javnostjo tako ali tako večinoma komunicirajo s pomočjo cenenih metafor, ni prav nič nenavadnega. Sporočilo je bilo brez dvoma jasno in nedvoumno in kulturniki smo se hitro zavedali nezavidljivega položaja, v katerega smo bili s strani nove vlade potisnjeni. To je položaj, v katerem vsakdo izmed nas, ki javno nasprotuje varčevalnim ukrepom na področju kulture, ali jih zgolj postavlja pod vprašaj, posledično obvelja za neobčutljivega, družbeno neodgovornega in celo neetičnega človeka.

Živimo namreč v državi, v kateri varčujemo pri dodatkih za vrtec in rekreaciji za upokojence ter drastično režemo proračunske izdatek za državne univerze, občutno nižamo plače javnih uslužbencev in jim hkrati napovedujemo zvišanje normativov, ukinjamo podpore mladim družinam pri nakupu stanovanj, odpovedujemo velike športne prireditve, zvišujemo prag upokojitve in na tisoč in en način krčimo zdravstveno blagajno, nižamo finančno podporo prosilcem za azil in nasploh počnemo še mnogo drugih, do pred kratkim povsem nepredstavljivih reči.

In v takšni državi smo se kulturniki preprosto znašli v položaju, ko se ne spodobi več, da bi se vprašali: »Ali smemo varčevati z umetnostjo? «

Kaj takšnega lahko v današnjem času vpraša le človek, ki nima niti najmanjšega razumevanja za eksistencialne stiske svojih sodržavljanov, ki nima niti trohice sočutja za več kot sto tisoč brezposelnih obupanih ljudi.

Kulturniki v Sloveniji smo se sicer na številne načine uprli temu položaju, včasih bolj, včasih manj posrečeno, včasih smo bili glasni, včasih pikri, včasih duhoviti. A največkrat smo bili v množici prizadetih, razžaljenih in jeznih preslišani in smo obtičali nekje na nevidnem robu družbe, kjer so naši problemi večinoma postali nepomembni oziroma omembe nevredni. O njih se namreč v mediji govori zelo redko in tudi takrat skrajno bojazljivo, da ne bi slučajno kdo pomislil, da se lahko naši problemi kosajo z ostalimi.

Mi, ki državi ne grozimo s stavkami in referendumi in ki ne tvorimo vplivnih sindikatov, smo za to državo nenevarni, v teh časih pa na žalost velja, da si bodisi nevaren, bodisi te ni (misel bi lahko strnili celo v slogan »sem nevaren,

torej sem«) Zato smo danes brezzobi kulturniki povsem nebogljeni in lahko le od daleč opazujemo, kako bodo končali naši ustvarjalni načrti in naše vizije.

Naša država Slovenija, bojim se pa, da tudi večji del naše družbe, v času krize še posebej nima posluha za naše argumente: da je jezik umetnosti edini jezik, s katerim se Evropejci znamo in zmoremo sporazumevati oziroma edini, s pomočjo katerega drug drugega resnično razumemo in spoznavamo; da je obstoj nacionalne kulture eden redkih, če ne kar edini smisel obstoja nacionalne države; da je kultura edino, kar nas medsebojno povezuje in tudi edino, kar nas, konec koncev, povezuje z našo širšo domovino, z Evropo; da je naša kultura enako naša identiteta.

Vse te lepe parole, za katere se človeku zdi, da bi morale v enaindvajsetem stoletju v Evropi zveneti tako zelo samoumevno, da bi bile že patetične, ali vsaj na smrt dolgočasne, v teh čudnih časih ljudem zopet zvenijo nerazumljivo in v najboljšem primeru odgovarjajo na njih z začudenjem.

Za politiko je zato odgovor na vprašanje, ali smemo varčevati z umetnostjo, pač sila preprost in se glasi: »Ne »smemo«! Moramo varčevati! In bomo varčevali! « Prepričali so nas namreč, da živimo v časih boja za golo preživetje in razglasili so izredne razmere. V izrednih razmerah pa je, kot veste, vse dovoljeno. V izrednih razmerah je dovoljeno varčevati celo v zdravstvu in v šolstvu, in najmanj logično je, da je dovoljeno varčevati z umetnostjo.

In ko že skoraj vdani v nenaklonjeno nam usodo, kulturniki omenjamo svetle primere držav, ki so se odločile, da zaradi posebne vloge kulture v družbi, na tem področju ne bodo varčevale, smo deležni le posmeha, da se v svoji nevednosti primerjamo z neprimerljivimi, da ne razumemo kompleksnost in raznovrstnost kriznih situacij naokrog po Evropi.

Še večkrat pa naslovniki naših tožb užaljeni udarijo nazaj in nam zabrusijo, da smo družbeno introvertirani in vase zagledani paraziti, navajeni na davkoplačevalski denar, nesposobni iskanja alternativnih virov financiranja in preživetja na globalnem trgu, da smo socialistični fosili, škodljivci, ki izkoriščamo državo za lastne interese, bleferji, ki nimajo ničesar skupnega z umetnostjo in še manj s kulturo. In na koncu vselej cinično pristavijo, da z nami in našo umetnostjo res ne smemo varčevati, ampak nas je potrebno kar ukiniti.

A ravno ti in takšni pogromaški vzkliki, ki jih iz dneva v dan slišimo vse več in so vse glasnejši, v resnici odgovarjajo na vprašanje: »Ali smemo varčevati z umetnostjo?«

Ti proti umetnosti nasršeni ljudje in politiki, ki te ljudi predstavljajo, s svojo ignoranco in tudi primitivizmom namreč najbolje pričajo o tem, kaj nam v teh časih grozi in česa nas je lahko strah, tako kot nas je strah nižjih prihodkov in večje stopnje nezaposlenosti. Ti ljudje nas s svojim srdom in brezobzirnostjo, s katerima se spravljajo na umetnike in njihovo delo, živo opominjajo na to, o čem pravzaprav danes govorimo, ko govorimo o umetnosti.

Ko danes govorimo o umetnosti, pač ne govorimo le o ustvarjanju, temveč govorimo predvsem o razumevanju, o strpnosti, o spoštovanju, o dialogu, o premišljevanju, o zaznavanju, o občutenju, o zavedanju, o znanju, o upanju. In govorimo tudi o spraševanju.

Zato vas jaz danes resno sprašujem: "Ste res prepričani, da smemo s temi stvarmi varčevati?"

Triest als Ort, wo die Gedanken aufreißen

HEDWIG KAINBERGER

"Piazza piccola" heißt die Stelle in Triest, von der das Denken über Europa seinen Ausgang nehmen sollte. Es ist ein winziger, enger Platz. Doch auf einer Seite kann der Blick durch Bögen kriechen, wie durch ein Nadelöhr hinaus in die Weite der Piazza dell'unita d'Italia und dann noch einmal weiter hinaus aufs Meer. Nirgendwo wirkt das Meer so weit, so erreichbar weit, so scheinbar leicht erreichbar, so fern und zugleich nah wie beim Blicken durch die Bögen der Piazza piccola.

Zum Aufreißen der Gedanken über Europa eignet sich Triest auch aus einem zweiten Grund: Diese Stadt und ihr Umland sind vorbildliches wie abschreckendes Beispiel für typische Vorkommnisse in Europa, für das, was es mit der europäischen Integration zu gewinnen und zu vermeiden gilt. Drei große europäische Kulturströme fließen hier friedlich ineinander oder stoßen grausam feindlich aufeinander: das Deutschsprachige (Triest gehörte 1382 bis 1918 zu Österreich), das Slawische mit dem angrenzenden Slowenien und dem nahen Istrien sowie das Romanische mit Italien.

Das grausam Feindliche passierte vor allem im 20. Jahrhundert: Nach der Unzufriedenheit mit der österreichisch-ungarischen Monarchie, die 1918 Triest verlor, setzte eine brutale Italienisierung ein, dieser folgte die NS-Zeit mit neuen Repressalien. Dann kamen über fünf Jahrzehnte am Eisernen Vorhang. Die Europäische Union hat mit Wirtschafts- und Währungsunion, Schengen-Raum, Erweiterung und Regionalförderung viel dazu beigetragen, die lang anhaltenden Leiden an Kämpfen, Krieg und militärisch strikt gesicherten Grenzen zu lindern: Grenzen werden geöffnet, in der gesamten Region wird in derselben Währung gezahlt, in allen Nachbarländern gelten in vielen Bereichen – vor allem in der Wirtschaft – gleiche Gesetze, und spezielle Programme für Regionalförderung stimulieren grenzüberschreitende Kontakte.

Ein Manko der EU-Politik ist die Kulturpolitik. Und an Tagungen wie dieser über "Europa neu denken" wird gerne der Wunsch wiederholt, man hätte doch die europäische Integration mit der Kultur beginnen sollen, man solle über Kultur die europäische Integration voranbringen.

Doch hier in Triest ist längst zu erleben und insbesondere zu lesen, wie sehr Kulturschaffende und hier insbesondere die Schriftsteller in großen europäischen und großen geistigen Dimensionen gedacht und geschrieben haben, und das unabhängig von und lange vor vielen EU-Politikern. Autoren wie Claudio Magris und Boris Pahor haben in ihren Werken nicht nur viele europäische Zusammenhänge geschildert, sondern auch auf das Disparate, das Kleine, das Detail – was im EU-Jargon überflugsartig als "kultureller Reichtum" bezeichnet wird – hingewiesen und es so vor dem Vergessen bewahrt.

Vor allem Boris Pahor erinnert in seinen Werken an jene, die in den großen Strömen der europäischen Geschichte untergegangen sind, wie an die slowenische Minderheit in Triest, die unter Mussolini ebenso geschunden war wie unter Hitler und dann – nach 1945 – entweder fälschlich mit den jugoslawischen Partisanen gleichgestellt oder vergessen wurde.

Wer nach Triest kommt und hier das Europäische sucht, kann drei bedenkenswerte Besonderheiten wahrnehmen: Erstens ist hier zu entdecken, wie vorzüglich, ja, selbstverständlich, slowenischer Pršut (Rohschinken) mit Wein aus Venetien oder Friaul korrespondiert.

Zweitens verwundert die Bahnstrecke: Wer von Österreich, auch von Wien, nach Triest fährt, zuckelt in einem Regionalzug aus Udine oder Venedig in die geschichtsträchtige, so sehr österreichische wie italienische und slowenische Hafenstadt wie ans Ende einer Sackgasse. Was für ein Traum: die Südbahnstrecke Wien-Triest wieder in Schwung bringen!

Und drittens bietet kein anderes Medium so viele Einblicke in das Große und in die Kleinigkeiten dieser Region sowie in ihre europäischen Vernetzungen wie die Literatur, wenngleich dabei zu bedenken ist, dass sich in dieser Stadt ein großer Italiener und ein großer Slowene – diesfalls Italo Svevo und Ivan Cankar – aufhielten, ohne einander zu begegnen. Jedenfalls: Wer in Triest Europa in seinen Verbindungen und Entfremdungen erspüren will, wird zum Lesenden.

In der Bisiacaria¹

CI AUDIO MAGRIS

1.

Das Wort *bisiaco*, im Dialekt *bisiàc*, bedeutet soviel wie Flüchtling, Verbannter, doch seine Etymologie – übrigens eine oftmals Manipulationen ausgesetzte Wissenschaft – wurde verfälscht.

Zur Zeit der Faschisten, die sehr darauf bedacht waren, die Gegenwart und die Spuren anderer Volksgruppen und Nationalitäten, speziell der slawischen, in den Gebieten an der Ostgrenze Italiens in Abrede zu stellen, leitete die offizielle Etymologie, die noch heute gemeinhin als glaubwürdig gilt, dieses Wort vom lateinischen bis aquae, also von der Gegend um Monfalcone zwischen dem Timavo und dem unteren Isonzo. So wie der Lauf der Flüsse – auch der Isonzo hat über die Jahrhunderte seinen Weg geändert – ist jede Identität unbeständig, der Saum eines Strandes, der sich vorschiebt oder zurückweicht, eine Narbe in einem Gesicht. Auch bislacco – verschroben, sonderbar – das ein ehrenvolles und beneidenswertes Stammwort wäre, hält dem Meißel der Sprachforscher nicht stand. Wie Silvio Domini und Aldo Miniussi schreiben, geht der Ursprung des Wortes über das slowenische bežati – fliehen – auf das alte nordische Verb baegia zurück; die im 7. und 8. Jahrhundert an der Grenze vordringenden Slowenen nannten die zurückweichenden italischen Volksstämme Beziaki, so dass bezjak nun auch Verbannter bedeutete.

Das bisiaco – das die Slawen im Mittelalter als vlahicum, neulateinisch, bezeichneten – ist vor allem eine Sprache; es ist ein Dialekt, der Giuseppe Francescato zufolge entstand, als das um Aquileia gesprochene Latein verschwand und sich aufspaltete: in den langobardischen Gebieten ins Friaulische und entlang des adriatischen Küstenstreifens ins Venetische (zu dem auch das bisiaco gehört). Heute wird es von etwa sechzigtausend Menschen gesprochen. Vor einigen Jahren rief der Entwurf eines nie verabschiedeten Gesetzes, dem gemäß auch in der Bisiacaria Friaulisch in den Schulen unterrichtet werden

¹ Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Carl Hanser Verlags München, dort erschienen in: Magris, Claudio, Ein Nilpferd in Lund. Reisebilder, München 2009, 123–136.

sollte, den Protest der Bisiachi hervor, da sie befürchteten, ihre jahrhundertealte Individualitat könnte von der friaulischen, die weitaus größer und robuster war, absorbiert und ausgelöscht werden. Eine Ethnie, die sich behauptet, tut dies häufig auf Kosten einer schwächeren und negiert so das Prinzip, in dessen Namen sie gegen den stärkeren Staat oder gegen die stärkere Nation aufbegehrt, von dem oder der sie sich unterdrückt fühlt; die Geschichte ist wie ein schäumendes Aufbrodeln, in dem die aufsteigenden Bläschen sich gegenseitig zerstören und eines nach dem anderen zerplatzen.

Als Synonym für "Flüchtling" und für "Vertriebener" bezeichnete *bisiaco* in den vergangenen Jahrhunderten jemanden, der schlecht spricht und folglich schwer von Begriff ist, einen Dummen; wer unsere Sprache nicht spricht, ist, für jeden von uns, stets ein Barbar, so wie es schon bei den Griechen war. Ein Reisender, der auch immer ein wenig Nomade ist, fühlt sich leicht als Fremder, weil er die Sprache nicht gut versteht und auch die Gesten, die Empfindungen und die Götter der Leute nicht, so wie er auch die Stimmen der Vögel nicht unterscheiden kann – auf der Insel Cona, an der Mündung des Isonzo, sind an einem einzigen Tag einhundert verschiedene Arten zu sehen – oder den Klang des Windes und die sich ankündigenden Wetteränderungen.

2.

Die Reisestrecken in der Bisiacaria, von einem Dorf zum nächsten, sind eher kurz, einmal acht Kilometer, einmal zweieinhalb. Doch wie die Zeit zieht sich auch der Raum zusammen oder dehnt sich aus, je nachdem, was ihn füllt; er fällt zusammen oder bläht sich auf wie ein Luftballon, vergrößert die Entfernungen und die Dinge, verändert ihre Proportionen. Ein neugieriger, aufmerksamer Müßiggänger, der auf einem engbegrenzten Terrain umherstreift, ähnelt einem Photographen, der Bilder vergrößert, wobei er aus der Verschwommenheit immer neue Details zutage fördert und ineinander verschachtelte Welten entdeckt. Ein Sumpf auf der Insel Cona ist ein undifferenzierter Fleck, doch nach und nach entdeckt das Auge unzählige Realitäten und holt sie in den Vordergrund, das reglose Maul eines Frosches an der Wasseroberfläche, die Schnörkel einer dahingleitenden Natter, ohne dass zu erkennen ist, ob sie an der schlammigen Oberfläche schwimmt oder kriecht. Zwischen den Dingen tun sich Entfernungen auf, und ein Röhricht, das man mit von der großen Sommersonne geblendeten Augen lange betrachtet hat, durchläuft den gleichen

Prozess wie ständig wiederholte Wörter, die schließlich ihren Sinn verlieren und andere werden, die Resonanzen anderer Bedeutungen.

Eine Reise ohne festgelegte Route und Ziele – denn eigentlich gibt es in der Bisiacaria kaum Sehenswürdigkeiten – ist eine Schule der Wahrnehmung, erklärt Paolo Bozzi geduldig, ein Meister dieses Fachs, das nicht lehrt, wie die Welt gemacht ist, sondern wie unsere Sinne sie erfassen. Wahrnehmen braucht Zeit, Langsamkeit, die Freiheit der Muße, die es erlaubt, vor der Wirkung einer Lichtbrechung oder vor einer fleischigen Oleanderblüte zu verweilen; es verlangt, dass man weder von Eile getrieben ist noch von einem zu erzielenden Ergebnis und man die Zeit vergeuden kann, sie verstreichen lassen oder sie wegwerfen kann wie die kaum gekostete Scheibe einer Wassermelone, die man achtlos fortwirft, denn Wassermelonen, schön rot und groß, gibt es noch mehr als genug, genug, dass man sich mit dem Saft, der durch die Zähne spritzt, das Hemd bekleckert.

Die Bisiacaria ist eine jener an unsere Alltagsrealität grenzenden Parallelwelten, an denen man immer wieder vorbeikommt, die man allerdings fast nie betritt, so wie auch manche Straßen der eigenen Stadt nicht oder manche Dörfer am Rand der Autobahn. Ich war häufig in der Nähe dieser Flussniederungen und Ebenen am Meer, durchquerte sie oder fuhr daran vorüber, doch ohne sie je wirklich zu sehen, sie zu berühren; Turriaco, San Pier d'Isonzo, Staranzano waren nichts weiter als Namen. Das Umherstreifen durch diese Gegend, durch diese Dörfer sucht keine Erinnerungen, keine Nostalgien, keine zarten, vorläufigen Reliquien des Ichs, sondern die Welt hinter der Hecke. Eigentlich sucht man hier gar nichts: Man lässt sich treiben wie ein Stück Holz in einem Wasserlauf.

3.

Die erste Station ist Pieris. In der Kirche Sant'Andrea gibt es eine plumpe, doch wahrhaftige Via Crucis; die zu großen Köpfe und die Zehen haben die reizlose und entschiedene Deutlichkeit von Fleisch. Wir betreten in der Hitze einen Hof, auf dem unter üppig belaubten Kastanienbäumen Karten gespielt wird. Hier ist der Sitz der ARCI, der Associazione ricreativa comunista, des kommunistischen Freizeitzentrums, das gastfreundlich auch fremde Nichtmitglieder erquickt. Als wir hereinkommen, hört Margherita Bozzi jemanden an einem der Tische murmeln, dass "die da nicht unsere Genossen sind" Für einen Moment

ist uns unbehaglich zumute, ein Gefühl von unverdienter Diskriminierung, doch es tut auch gut, dieses Wort wiederzuhören und vor allem zu merken, dass es noch einen gesunden Instinkt der Arbeiterklasse gibt, der erkennt, wer wirklich ein Genosse ist. Unter diesen Kastanien hätten radikale Achtundsechziger und APO-Leute kein Glück, man hätte sie noch vor ihrem vorherbestimmten Schwenk nach rechts entlarvt.

In der Bisiacaria gibt es solide Case del Popola – Häuser des Volkes –, Straßen, die nach Gramsci und nach Tina Modotti benannt sind, und Aushänge, die Partisanentreffen ankündigen. Die Bauern und Arbeiter aus Ronchi, besonders die von der Werft in Monfalcone, waren unter den Faschisten harten Repressalien ausgesetzt und leisteten ihnen erbittert Widerstand, der - vor allem dank der kommunistischen Organisation - nie ganz gebrochen wurde, wie bei einer Armee, die sich selbst in einer verlorenen Schlacht nicht auflöst. Größtenteils Arbeiter aus Monfalcone waren auch die zweitausend aktiven Kommunisten. die 1947 nach ihrer Heimkehr aus dem Partisanenkampf und teils auch aus dem spanischen Bürgerkrieg, aus den faschistischen Kerkern und aus den Konzentrationslagern der Deutschen freiwillig nach Jugoslawien gingen, um beim Aufbau des Sozialismus zu helfen, und die 1948, nach dem Bruch Titos mit Stalin, auf zwei Inseln in der Adria deportiert wurden und in zwei titoistischen Gulags schändliche Grausamkeiten erlitten, denen sie heroisch widerstanden, und dies im Namen Stalins, der für sie das Idealbild eines Revolutionärs war und der, wenn er gewonnen hätte, die ganze Welt in einen Gulag verwandelt hätte, in dem freie, stolze Menschen wie sie die ersten Opfer gewesen wären. Diejenigen, die Jahre später nach Italien zurückkehrten, wurden von der italienischen Polizei als Kommunisten schikaniert und von der Kommunistischen Partei boykottiert, für die sie unbequeme Zeugen der stalinistischen Politik der Partei waren, über die man gern Gras wachsen lassen wollte.

4.

Obwohl Monfalcone mit seiner Geschichte und seiner Industrie das wichtigste Zentrum bleibt, ist die Hauptstadt der Bisiacaria vielleicht Ronchi. Dort wurde im September 1882 in einem alten Gasthaus Guglielmo Oberdan festgenommen, der ein Attentat auf Franz Joseph geplant und dabei im Sinn hatte, für die Italianità von Triest eher zu sterben als zu töten, was zum Symbol nicht nur für

eine patriotische Haltung wurde, sondern auch für eine allzu erhabene Moral, die dazu neigte, sich und andere zu opfern. Ernestina Pellegrini hat von einem "Oberdan-Komplex" der triestinischen Schriftsteller gesprochen, der sich – zu ihrem liebevollen Verdruss – auch bei denen findet, die sie deshalb am meisten liebt, weil sie sich selig dem Wasser der Donau und des Meeres hingeben können, dem Fluss des Lebens.

Am Haus Nummer 59-61 der Via D'Annunzio erinnert ein Schild daran, dass der Dichter hier am 12. September 1919 "durchdrungen von heroischer Leidenschaft und Willenskraft" dem "strahlenden Morgen" des Marsches seiner Legionäre auf Fiume entgegensah. In Ronchi erinnert man sich vielleicht lieber an andere Persönlichkeiten, von Franz Joseph, der dieses Dörfchen 1912 zur borgata erhob und die kaiserliche Urkunde auf italienisch unterschrieb, bis hin zu Maestro Rodolfo Kubik, halb Tscheche und halb Bisiaco, der sich 1926 weigerte, die von ihm dirigierte Stadtkapelle das Faschistenlied Giovinezza spielen zu lassen, und der als antifaschistischer Flüchtling in Argentinien General San Martin, den Libertador mit einer Kantate ehrte. Ronchi hat D'Annunzio kein einziges Denkmal gesetzt, statt dessen errichteten, vielleicht als bösen Streich, die Einwohner Monfalcones ein solches nur wenige Schritte von dem Schloss entfernt, das die Grenze zwischen Ronchi und Monfalcone markiert.

"Quis contra nos", steht auf dem Denkmal. Wenige Jahre später sollten einige ehemalige Legionäre aus Fiume, auch mit der Waffe in der Hand, auf sich gegenüberliegenden Barrikaden beim Zusammenstoß von Faschisten und Antifaschisten gegeneinander antreten; zwanzig Jahre darauf sollten einige von ihnen Helden der Resistenza werden, wie Ercole Miani, den die Nazis folterten, ohne dass es ihnen gelang, auch nur ein Wort aus ihm herauszubringen, und Gabriele Foschiatti, der in einem Konzentrationslager starb. In Fiume stürzte D'Annunzio das Restaurant "Lloyd" in den Ruin, das der Familie von Marisa gehörte und in dem die Legionäre – wie sie in *Wassergrün* erzählt – kostenlos speisen durften. Ein Photo zeigt ihn, lächelnd und unbestreitbar sympathisch, inmitten unserer ganzen begeisterten Verwandtschaft.

5.

In Ronchi treffe ich mich mit Silvio Domini. Als Historiker, Sprachwissenschaftler und Verfasser zahlreicher Veröffentlichungen verschiedenster Art – so auch als Mitautor eines mächtigen *Phraseologischen Wörterbuchs des 'bisiàc'-Dia-*

lekts – weiß er alles über die Bisiacaria, doch er ist weit mehr als ein Gelehrter. denn seine von der Liebe zum Heimatort geprägten, präzisen Schriften, die frei von jeder partikularistischen Abschottung sind, zeugen von einem offenen Blick auf die Dinge; sie betten die Heimatliebe ein in ein Gefühl der Zugehörigkeit zu einer größeren nationalen Gemeinschaft und in den brüderlichen Dialog mit den anderen Kulturen, die zu dieser Grenzwelt gehören, wie etwa die slowenische. Domini ist in erster Linie ein waschechter, kraftvoller Poet des bisiaco; seine Verse drücken ohne jedes Lokalkolorit Leidenschaft und Melancholie aus, das Hinübergleiten in den Schatten, das Glühen des Essigbaums auf dem Karst, die Verwirrungen des Herzens, die schnell zu Sägespänen werden, den Tod, der unter dem weißen Flügel der hoch oben fliegenden Vögel auf dem "verblassten, morschen" Boot, das ihn erwartet, leichter erscheint. Es ist gewiss kein Unglück, ein Dichter des bisiaco zu sein, das sechs verschiedene Bezeichnungen für die diversen Liebestriller des Finken kennt und für das der Schlaf feminin ist, wie es sich für seine stärkende, mütterliche Harmonie gehört. Ein Gedicht Dominis beschreibt eine der heftigsten (auch irrationalen, verheerenden) Leidenschaften im Leben, die zugleich die von der Literatur am häufigsten vernachlässigte ist, die Liebe der Eltem zu den Kindern – die Angst, wie er schreibt, seinen Kindem nicht das Rüstzeug mitgeben zu können, mit dem sie sicher durch die Wirren kommen, die auf sie warten.

6.

Dicht beieinanderliegende Dörfer, von denen jedoch jedes unverwechselbar und nahezu einzigartig in der Ebene ist. In Turriaco bemängelt ein Barmann, bei dem sich Alberto Cavallari nach einem versierten Geigenbauer, dem verstorbenen Signor Clemente, erkundigt, die fehlende Strenge, mit der ich in einem Artikel für den *Corriere* über einige Badegäste geschrieben habe, die sich nicht um einen Toten kümmerten, der am Meer von Triest neben ihnen lag. In diesem kleinen Dorf schrieb Silvio Benco 1945, in der schrecklichen Zeit der Niederlage und der Gewalttätigkeiten der jugoslawischen Besatzer gegen die Italiener, ein tieftrauriges Pamphlet, *Contemplazione del disordine*, eine Betrachtung der Unordnung, in dem das ganze Jahrhundert und seine Kultur in Dekadenz und Chaos zu führen schien. Dieser hochherzige, verfehlte Essay zeigt den Schmerz eines Mannes, der seine Welt untergehen sieht und das mit dem Untergang der ganzen Welt verwechselt; man müsste jedoch, wie

Evelyne Pieiller, stets sagen können: "Das ist nicht das Ende der Welt, es ist nur das Ende unserer Welt." Doch der Schmerz ist ein schlechter Ratgeber, er trübt den Blick, und es ist leicht und ungerecht, seine Voreingenommenheit zu kritisieren: Um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muss man sich in ihn hineinversetzen, muss man zusammen mit dem Leidenden den Gesamtüberblick über die Realität verlieren, der zwar auf das rechte Maß zurückführt, jedoch auch den Schmerz vergessen macht, muss man diese tiefgreifende Lebenserfahrung, diesen Augenblick, in dem nur noch der Schmerz existiert, ganz und gar durchleben.

In San Canzian d'Isonzo rät uns eine Passantin energisch vom Besuch der Kirche San Proto ab, in der der Sarkophag des heiligen Grisogono steht, eines Märtyrers, der in der Überlieferung auf verschiedene Weise bestattet wurde – auch auf See – und der vermutlich ein Vorfahre von mir ist, gehört er doch zu meiner Familie mütterlicherseits, von der Giorgio Pressburger anhand der Geschichte ihres Palazzos in Split ein literarisches Porträt schuf.

In San Pier d'Isonzo, wo wir uns zunächst einer alten Dame fügten, die uns auf der Straße anhielt, um sich mit uns photographieren zu lassen, machen wir uns auf die Suche nach Giuseppe Ermacora, der unter dem Namen Pino Scarel Gedichte schreibt. Da er taub ist, müssen wir lange klingeln, bis er uns öffnet, nachdem er sich ein Hemd und Knieschützer aus Wolle übergezogen hat. Er ist ein alter Mann und hat sein Leben lang auf der Werft und als Maurer gearbeitet; er hat einige schmale Bändchen veröffentlicht, auch an der Kirchentür und an der Wand eines Vereins hängen Gedichte von ihm. Er ist erfreut, doch macht ihn das Interesse der Fremden weder stolz noch schüchtern; er zeigt uns seine Gedichte mit vollkommener Natürlichkeit, so wie er den Rosmarin vor dem Haus zeigt oder wie ein Tischler das Möbelstück vorzeigt, das er soeben fertiggestellt hat. In seinen Gedichten finden sich starke, leise Bilder, die wie von guten Händen geformte Dinge hervortreten. "Fogo al veciun", "Ins Feuer mit allem Alten", heißt eines seiner Gedichte; das welke Gras, das verbrannt wird, ist auch das Alter. Doch er erzählt uns, dass seine über neunzigjährige Großmutter zwar über ihre Gebrechen klagte, doch auch hinzufügte, es sei besser, hier unten zu bleiben, "weil es immer etwas zu sehen gibt"; sie nahm das Leben, zu Recht, wie einen Kinofilm. Der Tod, schreibt Paola Cosolo Marangon in ihrer eindringlichen Storia di Rosa, die im Isonzo-Tal spielt, existiert nur für den, der an ihn glaubt.

"Tempo de soto", "Wetter von unten", sagte man früher, wenn der Duft des Meeres und des Sommers in diese Gegend kam, die Zeit des Eros. Benito Nonino erinnert sich noch, wie er als Kind von einer Frau aus der Bisiacaria sprechen hörte, die einfach "die Geliebte" war, ohne dass erklärt wurde, von wem – es will schon etwas heißen, wenn man von jemandem sagen kann, er sei schlichtweg ein Geliebter, und dies sein Hauptmerkmal ist. Das Meer ist nahe, es vermischt sich mit dem Süßwasser des Flusses und der Sümpfe. Der Strand von Staranzano ist mit trockenem Schlick bedeckt, das Wasser ist sehr flach, dicke Fische schwimmen zwischen unseren Beinen, eine Krabbe, die wir in die Hand nehmen, bewegt ihre Scheren und verschwindet im Sand, sobald sie wieder auf den Boden gesetzt wird. Viele große Häuser, wie früher gebaut und wunderschön, sind Schwarzbauten und der Anlass eines erbitterten Streits zwischen denen, die die traditionelle Landschaft verteidigen, und denen, die das Gesetz hüten. Hier verlief in der Antike die Bernsteinstaße. Der Schlick bricht unter den Füßen auf, Algen und leere Muschelschalen modern in der Sonne, der Nachmittag ist weit vorgerückt. "Eusebios altert in Würde", sagt die lateinische Inschrift, die nicht weit von hier auf der Urne einer vornehmen römischen Familie entdeckt wurde.

7.

Die Sprachgrenzen sind nicht wahmehmbar, sie erfordern ein besonderes Ohr. Carlo Luigi Bozzi konnte das langsame Skandieren der Bewohner von Sagrado vom knappen, schnellen Rhythmus der Leute aus Fogliano unterscheiden, seinem benachbarten Geburtsort. Der Historiker, Erzieher und Dichter lebt in zwei Straßen, einer Schule und einem Grabstein fort, die seinen Namen tragen, sowie in zahlreichen gelehrten Büchern und in seiner Dichtung. Diese ist unauflöslich mit dem *bisiaco*-Dialekt verschmolzen, aus dem jede mundartliche Folklore entfernt wurde, so dass er zu einer Ausdrucksform der Welt wurde. In seinen Versen geht es um Fogliano mit seinen Kirchen, den Berg, die "lustigen Saufkumpane", die düsteren Existenzen, die zwischen Kirche und Gasthaus zugebracht werden. Zur Gemeinde Fogliano gehört auch Redipuglia, die große Gedenkstätte für die gefallenen Soldaten; das Heilige ist das Gefühl der Gleichheit aller Menschen vor dem Tod, jeder – auch wenn er einen Namen hat – ist ein unbekannter Soldat.

Ganz in der Nähe Sagrado, dessen Zugehörigkeit zur Bisiacaria umstritten ist.

Klein, doch mit einer städtischen Note, Palazzi in respektablem Alter und Dekor, leuchtende Farben von Blumen; der Schauplatz von Schlachten, von der Überquerung des Flusses. Über diese Brücke am Isonzo fuhr Anfang Juni 1882 der Leichenwagen von Angelo Musmezzi, des steinreichen "Piraten", der zur Zeit der griechisch-türkischen Kriege abenteuerlustig auf den Meeren kreuzte; er wurde nicht von Kirchenliedem begleitet, sondern von dem Lied – die Chroniken sprechen von einem "Gegröle" – der Bocciaspieler. Auf dem Marktplatz gab es, wie sich Paolo Bozzi erinnert, in seiner Kindheit einen Brunnen mit Wasserrad, und die Kinder waren sich einig, wie sein Raunen zu deuten sei; das Knarren, das das Rad beim Aufsteigen verursachte, sagte: "Mein Schatz", und der Kolben ergänzte beim Hinabtauchen ins Wasser: "Bist du." – "Mein Schatz – bist du; mein Schatz – bist du."

Wir gehen zum Kiesbett des Isonzo hinunter. Entwurzelte, morsche Stämme liegen zwischen den Steinen, das Wasser glitzert, das Himmelsgold, die Farbe dieser Jahreszeit, wird langsam braun, wie ein großes Herbstblatt. Hier und da umherstreifen, im Wasser planschen, sich auf den Steinen ausstrecken und sich, wie in den Kindheitsträumen. eine plötzliche, reißende Überschwemmung vorstellen. Das breite Flussbett ist fast leer, doch in dieser Leere bemerkt man Lichtreflexe, Echos, Laute, Rauschen, Fließen, Vogelkreischen. Heute fällt es mir etwas schwerer, all das wahrzunehmen und zu unterscheiden, Nuancen zu erkennen, Veränderungen und Verfärbungen, war ich doch daran gewöhnt, die Wirklichkeit nicht nur mit meinen Augen zu sehen, sondern auch und vor allem mit denen von Marisa, die, um vieles aufmerksamer, scharfsichtiger und liebevoller, fähig waren, die Dinge zu erfassen. Eine Ehe, ein geteiltes Leben, kann, zum großen Teil, auch das sein, gemeinsam durch die Welt gehen und jenes alles oder nichts betrachten, das es zu sehen gibt. Die Sonne berührt die Ebene fast, scharlachrot und riesig. Wenn sie tief am Horizont steht, erscheint sie dem menschlichen Auge viel größer, als wenn sie im Zenit oder zumindest hoch am Himmel steht. Die Experimente des großen Wiener Psychologen von Allesch, einem Freund Musils, haben ergeben, dass es für die Lemuren offenbar umgekehrt ist. Doch wie dem auch sei, sie ist jetzt wirklich groß, glühend. "Al'ros / de na zornada finida", heißt es in einem Gedicht von Domini, das Rot eines beendeten Tages.

6. Autorinnen und Autoren

Autorinnen und Autoren

CRISTINA BENUSSI (TRIEST)

Literaturwissenschafterin, Dipartimento di Letterature straniere, Comparatistica e Studi Culturali, Universität Triest. Publikationen (Auswahl): gem. m. Graziella Semacchi Gliubich, *Marisa Madieri. La vita, l'impegno, le opere,* Empoli-Firenze 2011, *La forma delle forme. Il teatro di Italo Svevo*, Triest 2007. www2.units.it/clettere/benussi.htm

RUT BERNARDI (KLAUSEN)

Romanistin (Lehrbeauftragte für Rätoromanisch), Publizistin, Redakteurin, Journalistin und Schriftstellerin, Übersetzerin, derzeit Erarbeitung einer "Geschichte der ladinischen Literatur" an der Freien Universität Bozen. Publikationen (Auswahl): *Lyrik und Prosa kreuz und quer,* Klagenfurt 2011, *Letres te n fol. BRIEFE INS NICHTS. Ladinisch und deutsch,* Landeck 2003. www.literatur.bz.it/autoren/bernadi.htm

MICHAEL FISCHER (SALZBURG)

Sozial-, Rechts- und Kulturwissenschafter, Leiter Programmbereich Arts & Festival Culture am Schwerpunkt Wissenschaft und Kunst der Universität Salzburg / Universität Mozarteum, Leiter der Salzburger Festspiel-Dialoge. Publikationen (Auswahl): *Die Festspiele. Wirklichkeit – Deutung – Zukunft,* St. Pölten-Salzburg-Wien 2012, gem. m. Kurt Seelmann, *Körperbilder. Kulturalität und Wertetransfer,* Frankfurt a.M. 2011.

www.w-k.sbg.ac.at/arts-festival-culture.html

MICHAEL FLEISCHHACKER (WIEN)

Journalist, bis Oktober 2012 Chefredakteur "Die Presse", Wien. Publikationen (Auswahl): *Politikerbeschimpfung. Das Ende der 2. Republik*, Salzburg 2008, *Der Schutz des Menschen vor sich selbst. Eine Ethik zum Leben*, Graz u.a. 2002.

JOHANNES HAHN (BRÜSSEL)

EU-Kommissar für Regionalpolitik, Politiker, Philosoph, 2007–2010 österreichischer Bundesminister für Wissenschaft und Forschung. ec.europa.eu/commission 2010-2014/hahn/index en.cfm

REINHARD KACIANKA (KLAGENFURT)

Kultur- und Kommunikationswissenschafter, Übersetzer, Universität Klagenfurt. Publikationen (Auswahl): gem. m. Johann Strutz, *Sprachlandschaften. Regionale Literaturwissenschaft im europäischen Kontext,* Klagenfurt 2010, gem. m. Michael Fischer, *Tabus und Grenzen der Ethik,* Frankfurt a.M 2007. campus.aau.at/org/visitenkarte?atoken=1569736875

HEDWIG KAINBERGER (SALZBURG)

Ressortleiterin Kultur "Salzburger Nachrichten", Journalistin und Wirtschaftswissenschafterin.

www.salzburg.com/online/team/team+kultur/Dr-Hedwig-KAINBERGER.html

GERHARD KATSCHNIG (KLAGENFURT)

Kulturwissenschafter, Universität Klagenfurt. Publikationen (Auswahl): "Die Anfänge der Kulturgeschichtsschreibung im Zeitalter der europäischen Aufklärung (I): Giambattista Vico", in: Kultursoziologie. Aspekte, Analysen, Argumente, 20 (2011) 2, 111–156, Don Giovanni – Der Tod als Mythos, in: Michael Fischer / Kurt Seelmann (Hrsg.), Körperbilder. Kulturalität und Wertetransfer, Frankfurt a.M. 2011, 345–352.

campus.aau.at/org/visitenkarte?atoken=-899775213

PRIMUS HEINZ KUCHER (KLAGENFURT)

Literaturwissenschafter, Übersetzer, Universität Klagenfurt. Publikationen (Auswahl): gem. m. Johannes Evelein und Helga Schreckenberger, *Erste Briefe / First Letters aus dem Exil 1945–1950. (Un)mögliche Gespräche. Fallbeispiele des literarischen und künstlerischen Exils*, München 2011, gem. m. Julia Bertschik, "*baustelle kultur": Diskurslagen in der österreichischen Literatur 1918 - 1933/38*, Bielefeld 2011.

www.uni-klu.ac.at/germ/inhalt/396.htm

CLAUDIO MAGRIS (TRIEST)

Schriftsteller, Germanist. Publikationen (Auswahl): *Das Alphabet der Welt. Von Büchern und Menschen,* München 2011, *Ein Nilpferd in Lund,* München 2009. www.dtv.de/autoren/claudio_magris_2791.html

ARNOLD METTNITZER (WIEN)

Theologe, Psychoanalytiker. Publikationen (Auswahl): Das Kind in mir. Perspektiven eines geglückten Lebens, Wien-Graz-Klagenfurt 2012, Klang der Seele. Sinn suchen, trösten, ermutigen in Psychotherapie und Seelsorge, Graz 2009. www.mettnitzer.at

HENNING OTTMANN (MÜNCHEN)

Philosoph, Politikwissenschafter, Universität München. Publikationen (Auswahl): Kants Lehre von Staat und Frieden, Baden-Baden 2009, Geschichte des politischen Denkens von den Anfängen bei den Griechen bis auf unsere Zeit, Stuttgart-Weimar 2001ff. (bisher erschienen 9 Bde.).

www.gsi.uni-muenchen.de/personen/emeriti/ottmann/index.html

SILVANA PALETTI (RESIA)

Dichterin, Kräuterexpertin. Publikationen (Auswahl): gem. m. Rino Chinese und Renato Qualia, *Resia. Der Gesang der Erde,* Klagenfurt 2011.

HELENA PERIČIĆ (ZADAR)

Schriftstellerin, Vergleichende Literaturwissenschafterin, Universität Zadar. Publikationen (Auswahl): "So What...," in: THE SHOP – A magazine of poetry, Dublin 2008, On the Red Horse, Peter and Paul – A Small Book about a Big War (Diary Entries, Articles, Letters, 1991–1998), Newcastle upon Tyne 2010. www.helena-pericic.com

TINA PERISUTTI (KLAGENFURT)

Philosophin, Kulturwissenschafterin. Publikationen (Auswahl): *Der Tod als Eros*, in: Michael Fischer / Kurt Seelmann (Hrsg.), *Körperbilder. Kulturalität und Wertetransfer*, Frankfurt a.M. 2011, 111–114.

erwachsenenbildung.at/magazin/archiv_artikel.php?mid=5993&aid=6003

GIORGIO PRIMUS (TIMAU)

Kunsterzieher

ILIA PRIMUS (TIMAU)

Tanzlehrerin

HELGA RABL-STADLER (SALZBURG)

Präsidentin der Salzburger Festspiele (seit 1995), Rechtswissenschafterin, Journalistin und Politikerin.

www.salzburgerfestspiele.at/biografie/artistid/10938

RENZO TONDO (TRIEST)

Presidente della Regione Autonoma Friuli Venezia Giulia.

www.presidente.regione.fvg.it/curriculum.asp

PATRIZIA VASCOTTO (TRIEST)

Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschafterin, Autorin, Übersetzerin, Präsidentin der Gruppo 85/skupina 85. Publikationen (Auswahl): gem. mit. Evelina Umek, *La parrucchiera. Una storia triestina*, Ljubljana 2009, *I Serbi*, in: Dentro Trieste – Ebrei, Greci, Sloveni, Serbi, Croati, Protestanti, Armeni, hrsg. v. Cristina Benussi u.a., Opicina 2007, 89–115.

www.gruppo85.org/page-ita.asp?idpag=1

MARINO VOCCI (TRIEST)

Journalist, Kulturmanager, Autor, Slowfood Trieste. Publikationen (Auswahl): *Fughe e approdi*, Fiume 2010.

GORAN VOJNOVIĆ (LJUBLJANA)

Schriftsteller, Regisseur, Filmemacher, Ljublijana. Publikationen / Filme (Auswahl): *Jugoslavija, moja dežela* (What Did You Do in the Yugoslav Wars, Daddy?), Ljubljana 2011; *Piran-Pirano,* feature film 2008.

jakrs.si/fileadmin/user_upload/Brosure_in_katalogi/Katalogi/VOJNOVIC_katalog_low_2012.pdf